

Charlottes Blick 12 - Missbrauchtes Vertrauen

(eine Geschichte basierend auf dem Charakter ‚Vickie‘ der TV-Serie ‚Haven‘ von 2010-2015)

Autor: Marc Meidlinger, 2026

Das Experimentierfieber hat Charlotte gepackt. Was stellt das blaue Oval nun genau dar? Objekte verschwinden nicht nur darin, sondern kommen auch wieder zurück. Aber die Arbeit an dieser Frage muss warten, als Charlotte einen neuen Auftrag annimmt. Doch nicht alle Beteiligten verfügen über den gleichen Wissensstand, und so wandelt sich, was als seltsames, aber harmloses Unterfangen beginnt, schnell in ein gefährliches Spiel, in dem Charlotte Skrupel hat, all ihre Fähigkeiten einzusetzen.

Ein langgezogenes Hupen dröhnte, dann folgte ein dumpfer Knall, als eine Stoßstange auf den Wagen des Vordermannes prallte. Autotüren wurden aufgestoßen, und die beiden Fahrer sprangen heraus. Wütend und wild gestikulierend redeten sie lautstark aufeinander ein.

Die Privatdetektivin Annabelle Rivers blickte sich nur kurz nach dem Auffahrunfall um, schritt dann aber zügig weiter das Trottoir hinunter, bis sie den breiten Glaseingang des Kaufhauses Winners erreichte. Rasch durchquerte sie die Luftschleuse in den klimatisierten Innenraum hinein. Das Kaufhaus war an diesem frühen Nachmittag im Sommer gut besucht. Unzählige Menschen wuselten umher oder standen an den Auslagen der Parfüm- und Schmuckabteilung, die sich direkt im Eingangsbereich befanden. Lautsprecherdurchsagen mit Werbebotschaften, die durch einen schrillen Gong angekündigt wurden, erklangen in kurzen Abständen zueinander.

Annabelle, die diese Filiale nie zuvor besucht hatte, orientierte sich kurz und schlug dann den Weg zu den Rolltreppen ein, wo die Informationstafeln standen. Rasch fand sie ihr Ziel, fuhr hinauf in den zweiten Stock und suchte die Abteilung für Damenoberbekleidung auf.

Hier herrschte weniger Betrieb, wenn auch einige Kundinnen vor diversen Drehständern und Kleiderbergen standen, und das ein oder andere Textil prüfend begutachteten. Zwei Verkäuferinnen waren mit Beratung beschäftigt, und ein paar Frauen schwatzten miteinander.

Annabelle steuerte einen Ständer mit langärmeligen Blusen an, drehte ihn ein Stück und griff nach einer blassblauen und einer tiefschwarzen Bluse. Dabei

behielt sie, scheinbar ganz mit den angebotenen Kleidungsstücken beschäftigt, ihre Umgebung unauffällig im Blick. Als Nächstes trat sie an die Fächerwand und nahm noch einen grauen Pullover mit Rollkragen heraus. Nach einem Blick auf die Armbanduhr setzte sie ihren Einkaufsbummel noch ein wenig fort, fand jedoch nichts, das ihr Interesse weckte. Schließlich suchte sie die Umkleiden auf, die sich in der hinteren Ecke des Gebäudes, kurz vor der Tür zum Treppenhaus, befanden.

Annabelle betrat die zweite Kabine, zog den dunkelroten Vorhang ratschend hinter sich zu und legte die ausgewählten Kleidungsstücke auf den kleinen Hocker, der unter dem Spiegel stand. Sie machte keinerlei Anstalten, Blusen oder Pullover anprobieren zu wollen. Dann aber, nach einem erneuten Blick zur Armbanduhr, begann sie, leise einen bekannten Hit zu pfeifen, während ihre Sinne nach außen gerichtet waren.

Annabelle musste nicht lange auf ihre Verabredung warten.

Eine Minute später hörte die Privatdetektivin, wie jemand leise ihren Namen rief, woraufhin Annabelle als Erkennungszeichen einen anderen Schlager anstimmte und den Vorhang eine Handbreit öffnete. Sofort schob sich eine Frau Ende zwanzig mit kurzen, roten Haaren, die ein sehr weit geschnittenes, bodenlanges Kleid trug, in die Kabine und schloss den Vorhang wieder.

Die Frau war ein wenig außer Atem und wirkte angespannt. Sie reichte Annabelle bis zur Stirn und war sehr dünn, fast schon dürr. Ihre Wangenknochen traten stark hervor. „Danke, dass du gekommen bist“, sagte sie leise, während sie langsam entspannte.

„Hallo, Dorothy“, grüßte Annabelle ihre drei Jahre ältere Schwester. „Nach einem Jahr Funkstille hatte ich nicht mehr damit gerechnet, dass wir uns noch einmal sprechen würden, geschweige denn sehen. Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, warum du den Kontakt abgebrochen hast.“

Dorothy ging nicht weiter auf die Frage ein. „Später. Ich habe nicht viel Zeit. Es hat ...“ Sie verstummte, als draußen im Gang vor den Umkleidekabinen dumpfe Schritte erklangen. Dann wurde ein Vorhang am Ende des Korridors zur Seite gezogen. Dorothy wurde bleich, und ihr Atem ging hektisch. Sie brachte ihren Mund ganz nahe an Annabelles Ohr, woraufhin die Privatdetektivin etwas sagen wollte. Doch Dorothy legte ihr einen Finger auf die Lippen und sprach so leise weiter, dass Annabelle Mühe hatte, die Worte zu verstehen.

„Es hat lange gedauert, bis ich sicher sein konnte, dass mir niemand gefolgt ist.“ Sie zog in einer bedächtigen Bewegung, um nur ja kein weit hörbares Geräusch zu verursachen, den Reißverschluss der kleinen, schwarzen Umhängetasche auf. Sie nahm einen Briefumschlag heraus. „Bitte, Schwester, lies dir das hier durch, wenn ich weg bin. Ich brauche deine Hilfe. Wir treffen uns morgen um die gleiche Zeit wieder hier. Dann kann ich länger bleiben und erkläre alles.“ Flehend schaute sie Annabelle an, als sie ihr den Umschlag

hinhielt.

Das Gesicht der Privatdetektivin zeigte Unverständnis, als sie den Briefumschlag an sich nahm. Dorothy verließ wortlos die Umkleidekabine, wieder angespannt bis in die Haarspitzen.

Das ganze Treffen hatte weniger als fünf Minuten gedauert.

Annabelle hatte am Vortag völlig überraschend nach langer Zeit einen Anruf ihrer Schwester erhalten, welche dieses ungewöhnliche Treffen vorgeschlagen hatte. Den Grund für die Heimlichtuerei hatte Dorothy nicht genannt.

Mit dem Fingernagel schlitzte Annabelle den dünnen Umschlag auf und zog den Inhalt heraus: ein zusammengefaltetes Blatt Papier sowie zwei Photos. Sie las die eng geschriebenen Zeilen, die unsauber wirkten, ganz so, als wären sie in großer Hast niedergeschrieben worden.

Mit jedem Wort wurde Annabelles Gesicht härter.

Nun verstand sie.

So ungewöhnlich das auch war, um das Dorothy sie bat, sie würde es tun. Das stand völlig außer Frage.

Charlotte saß mit überkreuzten Beinen auf dem Teppich in ihrem Arbeitszimmer und bereitete den nächsten Versuch vor. Neben ihr lagen unzählige Werkzeuge, Schnüre und Drähte. Vorsichtig schob sie die Kamera in eine selbstgebastelte Halterung, die aus biegsamen Metallstreifen bestand, und die auf einem langen Holzbrett befestigt war. Es surrte neben ihrem Kopf, und Charlotte wedelte unwillig mit einer Hand, um die Fliege zu vertreiben, die sie seit einigen Minuten immer wieder nervte. Es klackte, und schließlich saß der Photoapparat zwischen den Haltearmen. Charlotte rüttelte daran, doch das Gerät bewegte sich kaum.

Gut, dachte sie zufrieden, das wird halten.

Geschmeidig sprang sie auf und legte das Brett auf den Stuhl, der vor dem blauen, intransparenten Oval stand.

Vor anderthalb Stunden hatte Charlotte wieder einige zufällig ausgewählte Objekte im Arbeitszimmer gezeichnet. Der anfängliche Zweifel, ob sie wieder Erfolg haben würde, war rasch verflogen, als sich das Oval ausbildete und schließlich völlig undurchsichtig wurde. Auflösungserscheinungen waren noch keine zu sehen. Ein scharfer Rand begrenzte das Oval. Aber für den Fall der Fälle lagen Papier und Stifte bereit. Weitere Objekte, die gezeichnet werden konnten, standen auf dem Schreibtisch. Bis jetzt hatte sie jedes Motiv nur einmal

verwendet, und bei diesem Vorgehen wollte sie vorerst auch bleiben.

Never change a winning team, ging ihr durch den Kopf.

Wieder scheuchte sie die Fliege weg. Dieses Mal knallte die Handfläche auf das nervtötende Insekt, das zur Seite geschleudert wurde. Charlotte beachtete es nicht weiter, sondern wandte sich wieder der Kamera zu, in die sie zuvor einen brandneuen TRC24-Film eingelegt hatte. Die mechanische Serienfunktion würde, einmal aktiviert, nach jeweils zehn Sekunden ein Bild schießen.

„Dann wollen wir mal“, murmelte Charlotte und wollte gerade beginnen, das Brett mit dem kameratragenden Ende voran in das Oval hineinzuschieben, als sie bemerkte, wie die Fliege in das Blau eintauchte und, so wie schon einige Objekte zuvor, spurlos darin verschwand.

Charlotte hielt die Luft an. Ungewollt hatte das Fluginsekt ein Experiment gestartet, das einige Plätze weiter unten auf Charlottes Planungsliste stand. Würde die Fliege auf der anderen Seite, wo immer diese auch lag, überleben und zurückkehren? Eine Fliege hatte Charlotte für ihr Lebend-Experiment nicht vorgesehen, denn frei fliegende Insekten besaßen nicht unbedingt die erwartbare Tendenz, zurückzukommen. Sie wollte es mit einer Maus versuchen.

Warten oder weitermachen?

Charlotte entschied sich für Letzteres und schob das Brett langsam vor, bis nur noch die Hälfte im Arbeitszimmer auf einem Stuhl lag. Sie legte die beiden schweren Hanteln auf das Ende des Bretts, um ein Kippen zu vermeiden.

Dann wartete sie. Es würde etwa fünf Minuten dauern, bis der Film mit seinen 32 Negativen voll belichtet war. Auf ein Schwenken des Bretts, um damit die Kameralinse in verschiedene Richtungen blicken zu lassen, verzichtete sie noch. Ihr Ablaufplan sah vor, alles in kleinen Schritten anzugehen.

Hoch konzentriert starrte sie auf das Oval. Ihre Augen fuhren den Rand ab. Sah sie schon erste Einkerbungen? Musste sie die Kamera vorzeitig zurückziehen, um sie nicht zu verlieren, falls das Oval zusammenbrach? Nein, noch war alles intensiv blau und der Rand eine durchgezogene, glatte Linie. Auch die Intransparenz blieb absolut. Nirgends schimmerte die Wand des Zimmers durch. Das Oval übte nach allem, was Charlotte bis hierhin über dessen Arbeitsweise wusste, weiter seine mysteriöse Funktion aus.

Endlich war die Zeit abgelaufen. Charlotte legte die Hanteln zur Seite und zog das Brett zurück. Obwohl es nicht ihr erster Rückholversuch war - hatte sie dasselbe doch schon mit dem Brett alleine und einem langen Seil, das sie in das Oval hineingeworfen hatte, durchgeführt -, beschleunigte sich ihr Herzschlag wieder vor Aufregung.

Die Kamera, die zurückkam, sah aber genauso aus wie diejenige, die sie Minuten zuvor in eine unbekannte Umgebung geschoben hatte. Nirgends konnte

Charlotte etwas Ungewöhnliches erkennen. Keine Feuchtigkeit, die sich vielleicht darauf niedergeschlagen hatte, keine Verformung aufgrund großer Hitze. Auch die Halterungen lagen weiter fest an, wie Charlotte durch kurzes Ruckeln am Brett überprüfte. Sie hütete sich jedoch davor, den Apparat sofort anzufassen und den Film herauszuholen. Stattdessen griff sie nach dem Geigerzähler und richtete ihn auf die Kamera. Doch nur das seltene Knattern der normalen Hintergrundstrahlung drang aus dem Lautsprecher - und das bei höchster Empfindlichkeitsstufe. Das gleiche ungefährliche Ergebnis hatte sie bei den vorherigen Rückholobjekten erhalten. Dennoch war die Anspannung jedes Mal groß, vielleicht eine Strahlendosis zu messen, die sie an ihr Erlebnis in der militärischen Atomforschungseinrichtung zurückdenken lassen würde.

Charlotte umrundete langsam das Brett und kniete sich dann auf den Boden, um auch auf der Unterseite Messungen durchzuführen. Das Ergebnis blieb unbedenklich. Das Brett strahlte in seiner ganzen Länge nicht stärker als zuvor.

Als Nächstes nahm Charlotte das Quecksilberthermometer, das sie wie den Köder einer Angel an einen langen Stab gebunden hatte, und näherte es der Kamera an, bis es nur wenige Millimeter darüber schwebte. An verschiedenen Stellen hielt sie für eine halbe Minute still und schaute auf die Messskala. Die Kamera strahlte weder besonders viel Wärme ab, noch nahm sie welche aus der Umwelt auf. Die Quecksilbersäule blieb bei angenehmen 72 Grad Fahrenheit.

Auch die Messung eines elektrischen oder magnetischen Feldes ergab ein Nullergebnis.

Nichts an der Kamera deutete darauf hin, dass sie irgendwelchen ungewöhnlichen Bedingungen ausgesetzt gewesen war.

Charlotte zog Latexhandschuhe an, mischte ein wenig der beiden Komponenten eines überaus potenten Desinfektionsmittels, das auch im Katastrophenfall Verwendung fand, und das ein Bekannter aus dem College ihr besorgt hatte, und tränkte ein Stofftuch darin. Sorgfältig wischte sie die Oberfläche der Kamera ab. Brett und Halterung würden folgen.

Als sie wieder einmal aufblickte, um den Rand des Ovals zu überprüfen, geschah, womit sie schon gar nicht mehr gerechnet hatte.

Eine Fliege surrte plötzlich wieder ganz knapp über dem blauen Etwas.

War es dieselbe Fliege, die zuvor auf die andere Seite geflogen war? Charlotte wusste es nicht, aber zumindest hatte sie keine zweite Fliege im Arbeitszimmer bemerkt, zumal sowohl die Tür zum Gang als auch das Fenster geschlossen waren.

Ein verrückter Gedanke drängte sich in ihr Bewusstsein. War es vielleicht eine andere Fliege, die von der Seite jenseits des Ovals nun hier aufgetaucht war?

In wachsender Ungeduld setzte Charlotte ihre Desinfektionsroutine fort, bis sie

nach zwanzig Minuten dem Protokoll Genüge getan hatte.

Sie beschloss, ihren Plan zu ändern. Die Frage nach Leben auf der anderen Seite war unerwartet akut geworden. So öffnete sie die Tür einen Spalt weit, sodass sie gerade hindurchschlüpfen konnte, und rannte zur Küche, aus der sie ein Einmachglas und einen kleinen Netzbeutel holte, der eigentlich für den Obstkauf diente. Doch für das, was sie vorhatte, war er bestens geeignet. Wieder zurück im Arbeitszimmer hielt sie Ausschau nach dem Insekt. Beim dritten Versuch hatte sie Erfolg, und konnte es an der Wand unter dem Glas festsetzen, stülpte den Netzbeutel über das Glas und schüttelte die Fliege hinein. Den Beutel klebte sie anstelle der Kamera auf das Brett und schob es in das Oval hinein.

Fünfzehn Minuten wartete sie, in denen sie zuerst die Wand desinfizierte, auf welcher sie die Fliege gefangen hatte, und danach ruhelos im Zimmer umherging.

Als sie das Brett zurückzog, sah sie sofort, dass die Fliege im Beutel herumkrabbelte, ein kurzes Stück flog, um dann über Kopf einen Moment zu verharren.

Eins war nun sicher: Auf der anderen Seite gab es atembare Luft.

Charlotte warf einen Blick zur Uhr. Es würde knapp werden, aber sie konnte es noch vor Ladenschluss schaffen, den Film abzugeben.

Schnell lief sie in den Flur, nahm die Autoschlüssel und fuhr zum Photogeschäft.

Ich sollte mal anregen, ein eigenes Entwicklungslabor hier im Apartmentkomplex anzulegen, so oft wie ich Filme abgebe, schmunzelte sie gut gelaunt in Gedanken.

Auf eine Expressentwicklung verzichtete sie, sodass die Abzüge erst am übernächsten Tag fertig sein würden. Auch wenn sie ihre Neugier bis dahin bezähmen musste, kam es ihr doch zupass, denn zuhause wollte sie sich noch ein paar Stunden Ruhe gönnen, bevor ein nächtlicher Auftrag auf sie wartete.

In der ruhigen Wohnstraße, die in einem gehobenen Viertel Vancouvers lag, erhellten die Straßenlaternen die Nacht. Charlotte parkte den schwarzen Van mit der Aufschrift einer Gärtnerei unter einem Baum mit überhängenden Ästen im Halbdunkel zwischen zwei der Lichtpeitschen.

Jedes der einzeln stehenden Häuser besaß einen umlaufenden Garten, welcher die Nachbarn auf Abstand hielt. Jetzt, um kurz nach 1 a.m. in der Nacht,

war die Gegend verwaist und die Häuser unbeleuchtet. Weiter die Straße hinunter parkten zwei Autos am Bordstein, und in der Ferne kläffte ein Hund. Wolken zogen träge über den Himmel und verdeckten den Mond die meiste Zeit.

Charlotte rollte die Skimaske vor das Gesicht, sodass nur die Augen freiblieben, stieg aus, schloss leise die Vantür und lief über die Fahrbahn hinüber zur Gartenbegrenzung auf der Rückseite eines L-förmigen Hauses. Sie tastete sich an der rund zwei Yards aufragenden Thujahecke entlang und fand schnell eine Stelle mit deutlich weniger dichtem Bewuchs. Mit der scharfen Gartenzange knipste sie ein paar Äste ab und zwängte sich durch den lichten Bereich. Es knackte, als sie auf trockenes Holz trat, aber das würde niemandem verdächtig erscheinen. Falls es überhaupt jemand hörte, würde man es für das Spiel des Windes mit den Ästen der Bäume halten, ein Geräusch, das in dieser Nacht ohnehin häufig zu hören war.

Über den Rasen neben dem mit Kies bestreuten Weg huschte sie geräuschlos zur Terrasse und folgte dann der Seitenwand des Gebäudes, bis sie die Außentreppe zum Keller erreichte. Nur wenig Streulicht der Straßenlaternen drang bis hierhin, sodass Charlotte sich vorsichtig und tastend bewegte. Leise stieg sie die Stufen hinab. Erst hier, in der fast völligen Dunkelheit, schaltete sie die auf schwache Leistung gestellte Taschenlampe ein. Sie ging in die Hocke, nahm die Lampe zwischen die Zähne und richtete den fingerdicken Strahl auf das Türschloss, an welchem sie mit dem Einbrecherwerkzeug zu hantieren begann. Eine halbe Minute, dann hatte sie den Druckpunkt erspürt und schob den Schnapper zurück.

Die Tür glitt auf, und Charlotte schlüpfte hinein in den Keller. Sie ließ den Strahl der Taschenlampe durch den Raum gleiten. Ein paar Regale mit eingemachtem Obst, mehrere Reihen Konservendosen sowie ein Sack Kartoffeln, der in einer Ecke lag, zeigten ihr, dass sie sich wie erwartet in einem Vorratskeller befand. Leise ging sie weiter bis zur anderen Tür, drehte vorsichtig den Knauf und stand Sekunden später in dem kühlen Kellergang. Die drei abzweigenden Türen, die, wie sie wusste, zu anderen Lagerräumen und der Werkstatt des Hausherrn, Trevor Pembroke, führten, beachtete sie nicht, sondern stieg am Ende des Korridors die Treppe hinauf ins Erdgeschoss. Kurz verhielt sie vor der Holztür, um zu lauschen. Doch von der anderen Seite kam kein Laut, und so drehte sie wieder den Knauf. Aber es war abgeschlossen. Für einen Moment zögerte Charlotte, zog dann das Dietrichset aus der Tasche und machte sich auch an diesem Schloss zu schaffen. Sie benötigte auch hier weniger als eine Minute, dann hatte sie den Schließmechanismus überlistet. Ganz langsam öffnete sie die Tür, verharrte einmal, als die Angeln leicht quietschten, und ging noch vorsichtiger zu Werke.

Schließlich stand sie in der Eingangshalle. Durch zwei Fenster fiel ein wenig Licht der Straßenbeleuchtung. Charlotte rief sich den Grundriss des Hauses ins Gedächtnis und folgte dem Gang nach links, der in den kleineren Teil des Gebäude-L's führte.

Am Ende des Korridors blieb sie vor der Tür nach rechts stehen, tat zwei tiefe Atemzüge und hielt dann die Luft an. Sie zog ein Stofftuch aus der Tasche und kippte nicht eben wenig einer durchsichtigen Flüssigkeit aus einer dunklen Flasche darauf. Dann öffnete sie die Tür, schlich in das Zimmer und wandte sich sofort nach links.

Der Raum diente als Schlafzimmer. Vor der breiten Fensterfront gegenüber der Tür hingen schwere Vorhänge, die kaum Licht durchließen. Der Boden war mit dicken, flauschigen Teppichen ausgelegt. An einer Wand stand ein breiter Kleiderschrank mit Spiegelfront.

All das erfassten Charlottes Augen, längst an die Dunkelheit gewöhnt, im Bruchteil einer Sekunde. Wichtiger aber war der Körper eines Menschen, der unter einer Decke in dem breiten Doppelbett lag und sich in diesem Augenblick bewegte.

Charlotte schätzte die Entfernung ab, prägte sich Lage und Orientierung des Kopfes der Person ein und machte zwei große Schritte. Ihre Hand mit dem Tuch schnellte vor, traf den Kopf, tastete an der Wange entlang und lag einen Wimpernschlag später fest über Mund und Nase. Die Person im Bett gab ein undefinierbares Geräusch von sich, das wohl ein Schrei sein sollte, riss die Arme unter der Decke hervor und begann, um sich zu schlagen.

Charlotte zögerte einen Moment, drückte dann aber die Hand mit dem Tuch noch fester auf die Nase ihres Opfers. Die herumwirbelnden Arme stellten für sie keine größere Gefahr dar, denn seitlich, wie die Gestalt im Bett lag, mit dem Rücken zur Angreiferin, konnten diese kaum Kraft ausüben. Charlotte kniete sich auf das Becken ihres Opfers und drückte mit der freien Hand auf den Hinterkopf der Gestalt, um das Gesicht noch tiefer in das Äthertuch zu schieben.

Nun musste auch Charlotte Luft holen. Sie drehte den Kopf zur Seite, lehnte sich nach hinten und atmete flach. Den süßlichen Geruch von Äther nahm sie nicht wahr.

Es dauerte etwa drei Minuten, dann erlahmten die Abwehrbewegungen der Gestalt im Bett und hörten schließlich ganz auf.

Merde!, fluchte Charlotte in Gedanken. Das war schwieriger als erwartet.

Sie schaltete die Taschenlampe ein, legte sie auf das Nachttischchen, kletterte vom Bett und zog die bewusstlose Gestalt zu Boden. Als ihr Blick auf das Kopfkissen fiel, richtete sie für einen Moment den Strahl der Lampe auf diese Stelle. Es leuchtete dunkelrot. Aussehen und Farbe ließen nur einen Schluss zu: Es handelte sich um Blut. Aber kein frisches, denn die Flecken waren bereits getrocknet.

Charlotte öffnete dennoch die Ätherflasche und kippte eine größere Menge auf das Kopfkissen. Das Betäubungstuch warf sie unter das Bett.

Dann schleifte sie das Opfer durch den Korridor bis zur Terrassentür auf der Rückseite des Hauses. Sie legte die Gestalt auf dem Rasen ab, lief zurück ins Haus und verschloss die Terrassentür von innen, bevor sie ins Untergeschoss hinabstieg und das Haus durch die Kellertür verließ, die von außen nur mit Schlüssel oder Dietrich zu öffnen war. Nachdem sie um das Haus geschlichen und im hinteren Garten angelangt war, griff sie das bewusstlose Opfer unter Achseln und Kniekehlen und trug es gebückt ein Stück über den Rasen.

Es war mühsam, und Charlotte musste mehrmals unterbrechen. Weiter als zwei Yards am Stück kam sie nie, und so dauerte es einige Minuten, bis sie an der Hecke, durch die sie das Grundstück betreten hatte, angekommen war.

Rückwärts schob sie sich durch die Pflanzen und zog das Opfer mit sich. Immer wieder knackte und raschelte es laut. Charlotte senkte das Tempo, machte gelegentlich eine kurze Pause und hatte schließlich die Straße erreicht. Sie öffnete die Hecktür des Vans, schob die Gestalt, die nur ein Nachthemd trug, hinein, schloss die Tür und schlüpfte noch einmal zurück in den Garten, wo sie in der Nähe der Hecke nach Spuren suchte, welche das Hindurchziehen des Opfers vielleicht verursacht hatte. Sie richtete ein paar heruntergedrückte Grasbüschel wieder auf und schob ein wenig Erde und getrocknete Äste am Fuß der Thujapflanzen zusammen. Nach einem letzten prüfenden Blick ging sie zurück zum Van und schaute immer wieder zu dem einzigen Haus, von dem aus man sie bei ihrem nächtlichen Tun theoretisch beobachten konnte. Es war rund zwanzig Yards entfernt, und glücklicherweise waren weiter alle Fenster dunkel.

Dann fuhr Charlotte los und bog sofort zweimal ab, um aus der direkten Sichtlinie des Pembroke-Anwesens zu verschwinden. Im Rückspiegel konnte sie keine Verfolger erkennen, und so entspannte sich die Privatdetektivin ein wenig. Aufseufzend zog sie die Maske über den Kopf und warf sie auf den Beifahrersitz. Mit einer Hand schob sie sich die schweißnassen Haare aus der Stirn und atmete erst einmal tief durch.

Nach rund drei Kilometern erreichte sie das dem Pembroke-Grundstück am nächsten gelegene Parkhaus, das zwar kostenpflichtig war, aber auch in der Nacht geöffnet hatte. Bevor sie einfuhr, setzte sie die blonde Langhaarperücke und eine dickrandige Brille auf, was ihr Gesicht völlig veränderte. Sie bog in die Auffahrt und nahm den Parkschein von dem Mann entgegen, der nicht einmal den Blick von einem flimmernden Fernseher löste. Charlotte fuhr in den zweiten Stock, wo fast alle Parkbuchten unbelegt waren, stoppte den Van in der Südostecke, stieg aus und zog die aufgeklebte Aufschrift der Gärtnerei von den Seitenwänden des Vans ab. Auch die aufgesteckten, falschen Nummernschilder nahm sie ab und holte die Maske vom Beifahrersitz.

Die erste Spur, falls jemand sie beobachtet hatte, war nun verwischt.

Charlotte lief die Schräge hinauf in die dritte Etage und stieg in den grauen Kleinwagen, den sie am Abend bereits hier abgestellt hatte. Diesen fuhr sie hinunter, hielt neben dem Van und ließ das Standlicht brennen. Das immer noch

bewusstlose Opfer wurde in den Kofferraum gelegt. Charlotte zog die schwarze Jacke sowie die dunkle Hose aus, nahm Perücke und Brille ab und schlüpfte in ein leichtes Sommerkleid. Mit der Gestalt, die gerade aus dem Hause der Pembrokes verschwunden war, hatte sie nun nichts mehr gemeinsam, ebenso wenig mit der Frau, die Minuten zuvor in das Parkhaus gefahren war. Die Kleider, Perücke, Nummernschilder und Schriftzüge schob sie unter den Beifahrersitz des Kleinwagens und öffnete den Deckel des Picknickkorbes, der auf der Sitzfläche stand. Zum Vorschein kam der angebissene Rest eines Baguettes und eine halbleere Weinflasche. Anschließend fuhr sie sich die Lippen mit dem intensiv roten Lippenstift nach, verschmierte diesen aber absichtlich ein wenig.

Mit dem Kleinwagen fuhr sie hinunter zum Ausgang und reichte dem mürrischen Nachtwächter den Parkschein vom Abend. Der Mann streifte sie nur mit einem flüchtigen Blick, sah den Picknickkorb und die Lippenstiftspuren auf Charlottes Gesicht und glaubte zu verstehen. Es gab Parks in der Nähe, außerdem Stundenhotels. Irgendwo hatte diese junge Frau wohl ein Stelldichein gehabt.

„Es ist etwas später geworden als geplant“, flötete Charlotte, schenkte dem Mann ein breites Lächeln und bestätigte damit seine Gedanken. Sie zahlte die Parkdauer von fünfeinhalb Stunden, wünschte eine gute Nacht und fuhr davon, ihrem eigentlichen Ziel entgegen.

Ablenkung und falsche Spuren hatten sich noch immer bewährt.

Der Morgen graute bereits, als Trevor Pembroke die Tür zu seinem Haus aufschloss. Er war müde, denn die Feier mit den Arbeitskollegen aus dem Maklerbüro hatte länger gedauert als geplant, und die sich daran anschließende einstündige Autofahrt, die er trotz seines Alkoholkonsums in Angriff genommen hatte, hatte ihn zusätzlich geschlaucht.

Er hängte den Trenchcoat an den Garderobenhaken neben den Mantel seiner Frau, warf die Schlüssel auf die Kommode und rief laut: „Schatz! Ich bin wieder zurück.“

In der Küche goss er sich ein Glas Leitungswasser ein und stürzte es in einem Zug herunter. Wieder rief er nach seiner Frau, doch es erfolgte keine Reaktion.

Pembroke schlurfte den Korridor zum ehelichen Schlafzimmer hinunter, dessen Tür offen stand. Der Hausherr rief erneut, und dieses Mal klang seine Stimme leicht gereizt: „Wo bist du?“

Als er den Raum betrat, schaltete er das Licht ein. Sein Blick fiel sofort auf das

leere Bett und das zerwühlte Laken. Die rostroten Flecken sprangen ihm förmlich ins Auge. Leichter Ärger stieg in ihm auf. Er hasste Unsauberkeit.

Anschließend lief er durch das Haus, öffnete jede Tür und schaute sogar im Keller nach. Doch er konnte seine Ehefrau nirgends finden. Auch lag keine Nachricht auf dem Küchentisch - auch nicht darunter -, wie es sonst der Fall war, wenn Mrs Pembroke das Haus einmal ohne ihn verließ.

Sein Ärger verwandelte sich in Wut. Er hatte sich auf einen herzlichen Empfang und ein gutes Essen gefreut, so, wie es Usus war, wenn er nach einem anstrengenden Arbeitstag nach Hause kam.

„Verdammt! Wo steckt sie bloß?“

Aus dem Barschrank im Wohnzimmer nahm er die Cognacflasche und goss sich einen großzügigen Drink ein, den er gedankenverloren herunterkippte. Ein zweiter folgte wenig später.

Er begab sich zurück ins Schlafzimmer. Sein Blick huschte über die breite Regalfront, in der hunderte Bücher, fein säuberlich nach Farbe und Größe sortiert, standen. Auf dem Schreibtisch lagen weitere Bücher aufgeschichtet zu einer Pyramide. Bis auf das zerknüllte Bettlaken und die Blutflecke herrschte peinliche Ordnung. Pembroke ließ seinen Finger über die Frisierkommode gleiten. Kein Stäubchen blieb daran hängen. Er war zufrieden, was den Ärger über die unangekündigte Abwesenheit seiner Frau aber nur wenig dämpfte.

Plötzlich nahm er einen ungewöhnlichen Geruch wahr. Nur ganz schwach, ein wenig süßlich. Dieser Geruch wurde intensiver, als er sich dem Bett näherte. Pembroke glaubte zuerst, dass es das Blut sei, das so roch, doch dann erkannte er, dass der obere Teil des Kopfkissens die Quelle war. Dieser Geruch kam ihm vage bekannt vor, doch es war mit Sicherheit keins der Parfüms, die er seiner Frau geschenkt hatte. Er trat einen Schritt zurück, und da sah er den grauen Lappen unter dem Bett. Er bückte sich und hob ihn auf. Sofort wurde der Geruch stärker.

Wieder überlegte er angestrengt, und dann fiel es ihm ein. Dieser Duft erinnerte ihn an Krankenhäuser, an seine Operation an der Wirbelsäule im letzten Jahr kurz vor der Hochzeit.

Es war Äther.

In Pembrokes Verstand keimte ein Verdacht auf. Zusammen mit Blut auf dem Bettlaken und dem Lappen gab es eigentlich nur einen Schluss zu ziehen.

Jemand hatte seine Frau entführt.

Für einen Augenblick erstarrte Pembroke zur Salzsäule. Sein Ärger verflog und machte Bestürzung Platz. In seiner Verwirrung fragte er sich, warum man seine

Frau gekidnappt haben mochte, doch die Antwort lag klar auf der Hand - Geld. Kurz vor der Hochzeit hatte eine entfernte Tante seiner Frau eine größere Summe vermacht.

Das schrille Läuten der Türglocke riss ihn aus seinen Gedanken. Er zuckte zusammen, ging zum Eingang und öffnete. Ihm gegenüber standen zwei unifomierte Polizisten.

„Good morning“, grüßte der ältere der beiden. „Sind Sie Mr Trevor Pembroke?“

„Das ist korrekt. Wie kann ich helfen, Officer?“

„Entschuldigen Sie die Störung zu dieser frühen Stunde. Ich bin Corporal Walters, und dies ist“, er deutete auf seinen Kollegen, der dem Alter nach die Polizeischule erst kürzlich verlassen haben konnte, „Constable Wilburt. Uns liegt eine Meldung vor, dass in der Nacht eine Person in heimlicher Weise Ihr Grundstück betreten haben soll.“

Pembroke bemühte sich um eine unbeteiligte Miene, doch für einen Moment zuckten seine Mundwinkel. „Mir ist nichts dergleichen aufgefallen. Darf ich fragen, wer Sie alarmiert hat?“

„Ihre Nachbarin, Mrs Collins, hat uns gegen 1:30 a.m. verständigt. Sie sah eine Bewegung im hinteren Teil des Gartens. Wir fuhren sofort hierher, konnten im Dunkeln aber nichts Ungewöhnliches feststellen. Es hat niemand geöffnet, als wir das erste Mal klingelten.“

„Oh ja, ich bin gerade erst von einem geschäftlichen Termin zurückgekommen“, erwiderte Trevor Pembroke.

„Dürften wir uns im Haus einmal umschauchen?“, fragte Walters.

„Ist das wirklich nötig? Ich bin müde und möchte mich hinlegen.“

„Vielleicht hat Ihre Frau etwas bemerkt?“, warf nun Wilburt ein.

„Meine Frau schläft sehr fest. Ich bin sicher, dass sie Ihnen nicht weiterhelfen kann“, gab Pembroke zurück. Auf seiner Stirn glänzten Schweißtropfen. Das Gespräch nahm einen Verlauf, der ihm gar nicht behagte.

„Dürfen wir also?“, wiederholte Walters und machte einen halben Schritt auf die Tür zu.

Pembroke wich zurück. Den Polizisten den Eintritt zu verwehren, hätte diese nur misstrauisch gemacht, falls sie es nicht ohnehin schon waren. „Warten Sie, ich schaue nach, ob meine Frau überhaupt im Haus ist. Sie wollte eventuell eine Freundin besuchen.“

Hastig drehte er sich um und lief mit großen Schritten den Korridor hinunter zum Schlafzimmer. Rasch zog er die Decke über die Blutflecken und strich das Kopfkissen glatt, sodass es aussah, als sei das Bett unbenutzt.

Nur Sekunden später standen die beiden Uniformierten im Raum und blickten sich um.

„Meine Frau ist wohl wirklich zu ihrer Freundin gefahren.“

Wilburt bückte sich und hob den Lappen auf, den Pembroke, als es klingelte, in Richtung Bett geworfen, es aber verfehlt hatte.

Der Hausherr lächelte gezwungen. „Ich habe Gemälde gesäubert. Das geht am besten mit einem Gemisch aus Terpentin und Äther“, versuchte er Lappen und Geruch zu erklären.

Wilburt gab ihm das Tuch, doch den Polizisten war anzusehen, dass sie mit diesen Antworten nicht ganz zufrieden waren. „Bitte kontaktieren Sie Ihre Frau. Sie soll uns umgehend auf dem Revier anrufen.“

Pembroke nickte. Eine weitere Ausrede, vielleicht, dass es dort, wo Dorothy sich aufhielt, kein Telefon gab, vermied er, um sich nicht noch verdächtiger zu machen. Zuerst galt es nun, Zeit zu gewinnen, bis sich die Entführer meldeten. Denn dass diese darauf bestanden, die Behörden aus dem Spiel zu lassen, bedurfte keiner besonderen Voraussicht.

„Gewiss, Officer“, versprach Trevor daher nur.

Nach einem kurzen Rundgang durch das Haus und den Garten, wo die Polizisten besonders den Boden absuchten, aber nichts fanden, begutachteten sie noch die Fenster und Türen. Die leichten Einbruchsspuren, welche Charlottes Dietrich an der Kellertür hinterlassen hatte, konnten sie ohne spezielles Equipment - Vergrößerungsglas und eine starke Lampe, um kleinste Reflexionsunterschiede festzustellen - nicht ausmachen.

Die Officer verließen daraufhin das Grundstück und fuhren davon.

Trevor Pembroke wollte gerade die Tür schließen, als das Auto eines Zustelldienstes vor dem Gartentor hielt. Ein junger Mann in blau-gelber Uniform sprang heraus und lief auf das Grundstück.

„Eilzustellung für Mr und Mrs Trevor Pembroke“, sagte der Kurier und hielt Pembroke ein kleines Päckchen und ein Klemmbrett hin, auf dem der Hausherr den Empfang der Sendung quittierte.

Trevor warf die Haustür zu und ging sofort in sein Arbeitszimmer, wo er hastig den Umschlag mit dem Brieföffner aufschlitzte. In der Sendung lag nur eine Filmrolle. Pembroke öffnete den Schrank über dem wuchtigen Schreibtisch und nahm den Filmprojektor heraus, spannte das Band ein und ließ es anlaufen.

Bereits die ersten Worte bestätigten seine Vermutung.

„Trevor, Schatz, bitte erschrick nicht. Man hat ...“

Zwei Stunden zuvor

Charlotte ächzte, als sie die schwere Kiste aus dem Kellerraum auf den Korridor zog. Eine Werkbank, ein Metallkoffer und die Einzelteile eines Regals lagen dort schon ungeordnet herum. Noch einmal ging sie zurück in den endlich leeren Raum, der völlig trostlos wirkte. Staub, in dem die Spuren der Räumarbeiten zu sehen waren, bedeckte den kahlen, grauen Betonboden. Die Wände waren rau und unverputzt, das winzige Fenster knapp unterhalb der Decke von Dreck verschmiert, sodass kaum Sonnenlicht durchdringen würde. Aber noch war ohnehin tiefste Nacht. Aus der Küche im Erdgeschoss holte Charlotte einen Stuhl und trug ihn in den Kellerraum. Dann folgten Stativ und eine Filmkamera, die sich unter Amateurfilmern großer Beliebtheit erfreute.

Die Vorbereitungen waren abgeschlossen.

Charlotte stieg wieder die Treppe hinauf und begab sich in die Küche.

Dorothy Pembroke schlug langsam die Augen auf. Mühsam kehrte ihr Bewusstsein in die Wirklichkeit zurück. Sie lag, nur mit einem langen Nachthemd bekleidet, unter einer dicken Decke auf der Couch im Wohnzimmer des Hauses, in das Charlotte sie gebracht hatte. Dorothy richtete sich auf, rieb sich die Augen und orientierte sich. Dumpfe Kopfschmerzen bohrten in ihrem Schädel.

Die Tür stand offen, und von außen hörte sie die Stimmen zweier Frauen, die sich unterhielten. Dorothy drückte sich vom Sofa hoch, verlor jedoch das Gleichgewicht und musste sich an der Rückenlehne abstützen. Mit zu Beginn noch wackeligen Schritten, die aber zunehmend fester wurden, verließ sie das Zimmer, durchquerte die Eingangshalle und folgte den Stimmen in die Küche, die sich direkt neben der Haustür befand.

„Dorothy!“, rief Annabelle Rivers und sprang auf. Sie legte den gesunden, linken Arm um ihre Schwester, stützte sie und führte sie zu einem Stuhl. In ihrer Miene stritten zwei gut sichtbare Empfindungen - Erleichterung und Verwirrung. „Ich verstehe wirklich nicht, warum diese Tortur mit dem Äther sein musste. Es wäre auch ohne gegangen.“

Dorothy räusperte sich, trank einen Schluck Wasser aus dem Glas, das Charlotte ihr zuschob, und antwortete mit leicht kratziger Stimme: „Es muss nicht nur echt aussehen, es muss echt sein. Eine reale Entführung mit so wenig Vortäuschen wie möglich.“

„Daher also dein Widerstand, als ich dich im Bett überwältigen wollte“, gab

Charlotte von sich. In ihrer Stimme schwang leichter Ärger über diese nicht verabredete Planänderung. „Also, nehmen wir das Abschiedsvideo auf, dann lasse ich es überbringen, und du kannst untertauchen.“

Annabelle und ihre Schwester wechselten einen Blick, der Charlotte nicht entging. Ihr Instinkt schlug an.

„Danke noch mal, dass du für mich eingesprungen bist“, sagte Annabelle zu Charlotte. Den Auftrag, Dorothy zu ‚entführen‘ hatte eigentlich sie auf Bitten ihrer Schwester durchführen sollen. Doch der Bruch des rechten Arms während eines anderen Einsatzes hatte dem einen Riegel vorgeschoben. Charlotte hatte daraufhin nach einem Treffen mit Dorothy, um sich von der Freiwilligkeit der Entführung zu überzeugen, den Auftrag übernommen.

Doch irgendetwas schien hier nicht so zu sein, wie man es ihr gesagt hatte.

„Ihr verschweigt mir etwas“, stellte sie kühl fest. „Ich will wissen, was ihr vorhabt, sonst bin ich raus. Den Ehemann auf eine Art verlassen, dass es für ein paar Stunden aussieht wie eine Entführung, damit du einen Vorsprung erhältst, damit bin ich einverstanden. Aber das ist wohl nicht alles.“

Auffordernd blickte sie die Rivers-Schwestern an.

Wieder warfen sich die beiden einen Blick zu, dann räusperte sich Annabelle. „Du hast recht, Charlotte. Dorothy will nicht nur Trevor verlassen. Sie will auch ihr Geld zurück.“

„Was für Geld?“, fragte Charlotte, der dämmerte, wohin dieses Gespräch führen würde.

„Ich habe Trevor mein Erbe überschrieben. Es geschah ... nicht ganz freiwillig. Das will ich zurück.“

„Also kein Abschiedsvideo mit Erklärung, sondern eine Erpressung.“ Charlotte lehnte sich im Küchenstuhl zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Auf diese Entwicklung war sie nicht vorbereitet.

Annabelle beugte sich vor. „Du hast die Photos gesehen. Glaubst du nicht, dass Dorothy dieses Geld zusteht? Sie will nicht mehr, als ihr ohnehin gehört. Es wäre noch nicht einmal eine Entschädigung.“

„Das Geld kann man einklagen“, unterbrach Charlotte.

Annabelle schnaubte empört. „Bei der geltenden Rechtslage? Das geht nie durch. Nein, Charlotte, es gibt nur diesen Weg. Und da muss ich dich noch einmal um Hilfe bitten.“ Sie klopfte auf ihren Gips. „Ich kann die Geldübergabe nicht durchführen. Ich bitte dich inständig, hilf mir auch dabei.“

„Du hast mich hintergangen. Und jetzt ...“

Bevor Charlotte ihren Satz beenden konnte, ertönte ein kurzes Piepsen aus

ihrer Jacke.

„Was ist das?“, fragte Dorothy alarmiert. Ihre Stimme klang schrill, und ihre Körperhaltung drückte Anspannung aus. Die Frau erschien Charlotte wie ein gehetztes Tier.

Charlotte zog aus der Innentasche ihrer Jacke ein Sprechfunkgerät hervor. Wieder piepste es rhythmisch. Sie schaltete das Gerät auf Sprechen. „Delivery 2 an Delivery 1. Was gibt es?“

Es knackte aus dem Lautsprecher, dann erscholl eine dumpfe, verzerrte Stimme. „Hier Delivery 1. Zielperson vor Kurzem bei Objekt eingetroffen. Gerade hält ein Streifenwagen hier. Warte ... Zwei Cops klingeln ... Sie reden mit Zielperson ... Jetzt betreten sie das Haus.“

Während des Gesprächs war Dorothy aufgestanden und zu ihrer Schwester getreten, zu der sie sich herunterbeugte.

Charlotte drückte den Sprechknopf. „Danke. Bleib vor Ort. Meldung, wenn etwas Auffälliges geschieht.“

„Verstanden“, kam es zurück, dann piepste es wieder, was das Ende der Verbindung anzeigte.

Charlotte stellte das Sprechfunkgerät auf reinen Empfang. Als sie aufblickte, erschrak sie. Dorothy zielte mit einem Revolver auf sie. Die Privatdetektivin warf Annabelle einen fragenden Blick zu, auf den die Kollegin nur mit dem Zucken der Schultern reagierte, was wohl soviel heißen sollte wie ‚Sie hat mich überrumpelt‘.

„Du hast mich verraten“, kreischte Dorothy. „Er weiß, wo ich bin.“ Ihre Stimme wurde immer höher.

„Unsinn“, sagte Annabelle und bemühte sich um einen ruhigen, sanften Tonfall. „Charlotte steht auf unserer Seite und wird uns erklären, was das gerade war.“

„Ich habe einen Kollegen vor Pembrokes Haus postiert, damit wir erfahren, was er tut. Deine Aussage, er wird die Polizei nicht verständigen, weil er dich liebt, war mir zu wenig als Versicherung. Jetzt, da die Cops involviert sind, hat sich die Situation geändert. Du musst verschwinden, sofort, ohne Geld, und bei der Polizei anrufen, um alles aufzuklären. Soweit mache ich mit. Weiter aber nicht. Und jetzt nimm die Waffe runter!“

Charlotte schob den Stuhl zurück. Es quietschte, als dessen Beine über den Fliesenboden schabten.

Dorothy schien sie nicht gehört zu haben. Ihre Augen, in weite Fernen gerichtet, kehrten erst jetzt zurück. Panik stand in ihnen. Sie fuchtelte mit der Waffe, und Charlotte blieb sitzen.

Plötzlich straffte sich Dorothy, und ein Lächeln glitt über ihr bleiches Gesicht. „Oh doch, du wirst mehr tun. Und zwar alles, sonst ...“ Sie drehte sich blitzschnell

um und drückte ihrer Schwester die Revolvermündung an die Schläfe. „... sonst blase ich Annabelle das Hirn weg.“

Annabelle Rivers versteifte. Sie wollte den Kopf drehen, um die neben ihr stehende Frau anzublicken, doch der Druck an ihrem Kopf verstärkte sich. So verhielt sie sich weiter ruhig.

Charlotte fand jedoch keine Zeit zu überlegen, wie sie am besten reagieren sollte. Kaum drei Sekunden später nahm Dorothy die Waffe vom Kopf ihrer Schwester und schoss übergangslos in den Fußboden neben der Tür. Die Kugel zersplitterte eine Fliese. Der Querschläger blieb in der Küchentür stecken.

„Ich meine es ernst. Also, los!“, befahl Dorothy und trat einen Schritt nach hinten. Sie wedelte mit der Waffe und deutete in Richtung Eingangshalle.

Die drei Frauen begaben sich gemeinsam hinunter in den kleinen Kellerraum zur Kamera.

„Los, fessele sie!“, gab Dorothy ihrer Schwester Anweisung. „Aber richtig!“ Sie richtete die Waffe auf Charlotte.

Annabelle kam der Aufforderung nach. Mit einem bedauernden Ausdruck auf dem Gesicht band sie Charlotte die Hände auf dem Rücken zusammen. Die kleine Hoffnung, die Charlotte hegte, dass die Kollegin die Fesseln nur leicht zuzog, zerschlug sich jedoch schnell. Die Stricke schnitten tief in ihr Fleisch ein. Dorothy überprüfte die Schnürung, indem sie am Seil riss und zerrte, und schien zufrieden. Dann riss sie ein Stück ihres weißen Nachthemds vom Saum ab. „Ich muss dich knebeln. Verhalte dich still, dann geschieht dir nichts.“

Charlotte erwiderte nichts, fügte sich fürs Erste und setzte sich vor die Wand hinter der Kamera auf den kühlen Boden. Sie glaubte, in Dorothys Stimme so etwas wie Bedauern vernommen zu haben. Das passte so gar nicht zu dem bisherigen Verhalten der Frau.

Diese wechselnden Launen, dachte Charlotte, machen sie unberechenbar.

„Hast du die Zigaretten?“, fragte Dorothy, und nun klang ihre Stimme ganz ruhig.

Annabelle zog ein Päckchen und ein Feuerzeug aus der Sporttasche, die sie vor wenigen Minuten neben der Tür abgestellt hatte, und reichte beides Dorothy, die sich sofort eine Zigarette ansteckte. Genüsslich blies sie den Rauch in die Luft und schaute ihm hinterher. Sie stand neben dem Stuhl, eine Hand nur wenige Zentimeter von der Waffe entfernt, die sie auf die Sitzfläche gelegt hatte.

Charlotte verhielt sich still, hoffte aber, dass Annabelle trotz des gebrochenen Arms eingreifen würde, wenn eine Möglichkeit bestand, den Revolver an sich zu bringen. Doch auch Annabelle rührte sich nicht.

„Es muss echt sein“, murmelte Dorothy kaum hörbar, hob die Hand mit der

Zigarette und drückte sich übergangslos die glimmende Spitze auf die rechte Wange. Ihr Gesicht blieb dabei völlig reglos.

Charlotte hielt die Luft an, so überrascht war sie von dieser Aktion. Auch Annabelle reagierte für einen Augenblick nicht, sprang dann aber vor und wollte ihrer Schwester die Zigarette aus der Hand schlagen. Doch Dorothy wich aus.

„Es muss echt sein“, wiederholte sie. Es klang roboterhaft.

Nun mach schon!, ging es Charlotte durch den Kopf. Starr blickte sie Annabelle an, als könnte sie die Kollegin hypnotisieren. Es war der perfekte Zeitpunkt, die Waffe zu greifen und dies alles hier zu beenden.

Aber Annabelle tat nichts in dieser Richtung. Sie blickte ihre Schwester nur mit großen Augen an, in denen Tränen glitzerten.

Dorothy aber nahm nun endlich die Zigarette herunter, warf sie auf den Boden und trat sie mit dem nackten Fuß aus. Sie zeigte keinerlei Schmerz, obwohl eine centmünzengroße, nässende Wunde in ihrer Wange klaffte. Als sie den Blick der Schwester bemerkte, lächelte sie kurz, als wollte sie Annabelle beruhigen.

Dorothy Pembroke brachte ihre Haare ein wenig in Unordnung und spuckte in die Hände. Dann rieb sie fest über das Gesicht, bis es glühte. Als sie zur Wand ging, kam Charlotte eine Vermutung, die sich sogleich bestätigte. Dorothy lächelte weiter - und schlug ihre Stirn ein, zwei, drei Mal gegen die raue Wand, bis die Haut aufplatzte und Blut über ihr Gesicht floss.

„Nun ist es wirklich echt“, gab sie zufrieden von sich, als sei sie nur Zuschauerin gewesen, und ging zum Stuhl zurück. Sie setzte sich auf die Waffe und schob ihr Nachthemd zurecht. „Gut so?“, fragte sie Annabelle, die hinter die Kamera getreten war und konzentriert durch das Okular blickte. Die Privatdetektivin änderte den Aufnahmewinkel ein wenig, dann nickte sie.

„Ja, der Revolver ist nicht zu sehen.“ Sie wandte sich an Charlotte. „Bitte verhalte dich ruhig, wenn wir aufnehmen. Dir wird nichts geschehen, ich garantiere es. In ein paar Stunden ist alles vorbei.“ In ihren Augen lag ein bittender Ausdruck. Annabelle schien diese Entwicklung nicht zu begrüßen, wenngleich sie auch nichts dagegen unternahm.

Annabelle gab ihrer Schwester ein Zeichen. Sofort flossen Tränen über Dorothys Wangen herab. Annabelle schaltete die Kamera ein. Surrend lief das Band über die Rollen.

Dorothy begann mit vor vorgetäuschter Angst zitternder Stimme, die manchmal stockte, zu sprechen. „Trevor, Schatz, bitte erschrick nicht. Man hat mich entführt. Mir geht es gut.“ Sie pausierte kurz, wohl um ihrem Ehemann, wenn er das Video sah, Gelegenheit zu geben, sich vom Gegenteil zu überzeugen. Die Wunden in ihrem Gesicht sprachen Bände. „Man will eine schnelle Abwicklung der Sache. Bitte, tue, was sie verlangen. Morgen ist alles vorüber. So oder so.“

Entweder liege ich wieder in deinen Armen, oder ich bin ...“ Sie schluchzte, sprach das letzte Wort des Satzes nicht aus. Mit dem Ärmel des Nachthemds wischte sie sich über die tränennassen Augen. Das Blut, das immer noch von der Stirn herunterlief, verschmierte. Ihr Gesicht sah noch mitgenommener aus. „Sie wollen 200.000 Dollar. Du darfst nicht die Polizei verständigen. Bitte nimm das Geld von meinem Erbe. Du sollst Folgendes tun ...“

Dann erklärte sie die Geldübergabe und schloss mit den Worten: „Ich sehne mich so nach dir. Bitte, rette mich!“

Annabelle stoppte die Aufnahme und reichte Dorothy eine Jeanshose und einen Pullover, die sie beide aus der Sporttasche holte. Dorothy zog das Nachthemd über den Kopf und schlüpfte in die Kleidung.

Obwohl Charlotte auf den Anblick vorbereitet war - konnte sie doch die beiden Photos, die Annabelle ihr gezeigt hatte, nicht aus dem Gedächtnis löschen -, schluckte sie schwer. Für einen Moment war ihre eigene missliche Lage vergessen, und sie verstand Dorothy.

Der Rücken der Frau wies eine Unzahl an blauen Flecken auf, die, wie Charlotte aufgrund ihrer Erfahrung in der Sanitätsreserve des Militärs einschätzte, von Faustschlägen stammten und unterschiedlichen Alters waren. Dorothy's vordere Körperseite sah nicht anders aus.

Nur das Gesicht sparte Trevor Pembroke stets aus, wenn er mal wieder austickte.

Objektiv betrachtet, war Annabelles Plan für die Geldübergabe gut durchdacht und schloss viele Risiken aus. Dennoch würde Charlotte auf der Hut sein müssen. Einem Schläger wie Pembroke war alles zuzutrauen.

Annabelle reichte der Kollegin Fernglas, Walkie-Talkie und eine alltägliche Stofftüte, was Charlotte alles in die Seitentasche ihrer Jacke schob. Dorothy Pembroke stand ein paar Yards entfernt und hielt die Waffe auf die beiden Frauen gerichtet. Die Mündung schwankte ein wenig hin und her.

Bevor Charlotte die Haustür öffnen konnte, zog Annabelle sie kurz am Arm. „Charlotte, bitte, halte dich an den Plan. Verständige nicht die Polizei. Dorothy wird uns nichts tun, solange alles so verläuft, dass sie heute Abend auf dem Weg ist, das Land zu verlassen. Wenn sie draußen aber das ERT auffahren sieht, dreht sie durch. Ich will nicht, dass sie sich etwas antut.“

Dorothy kam näher und drückte Annabelle die Waffe an den Hinterkopf. „Hör auf deine Freundin. Ich will nichts von dir oder ihr. Ich will nur raus aus der Hölle.“

Also, in drei Stunden bist du mit dem Geld wieder hier.“

Charlotte trat wortlos hinaus ins Freie und ging zu ihrem Wagen.

Zügig fuhr sie zum südlichen Ende der Queensborough-Eisenbahnbrücke, die über den Fraser River führte. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass sie noch gut vierzig Minuten Zeit hatte, bis die Geldübergabe stattfinden würde. Sie wendete den Wagen und parkte auf einem Rasenstück nahe an der Brücke. Dann stieg sie aus und schaute sich die Umgebung genau an.

Mit nur wenigen Minuten Abstand ratterten Züge des Nah- und Fernverkehrs über die Eisenbahnbrücke. Autos und Fußgänger mussten eine der anderen Brücken nutzen, die sich wenigstens fünfhundert Yards entfernt befanden.

Die Gegend war unbelebt. Charlotte war der einzige Mensch weit und breit. Ein schmaler Wanderweg verlief einige Yards unter ihr direkt am Fluss entlang. Die Böschung bis dorthin war sehr steil und die nächste Treppe weit entfernt.

Wirklich ein guter Platz, musste Charlotte der Planung Annabelles erneut Respekt zollen.

Sie blickte nach links in die Richtung, aus welcher der Zug kommen würde, der sie interessierte. Die Gleise verliefen ein langes Stück schnurgerade, und mit dem Fernglas konnte sie viele Einzelheiten erkennen.

Immer wieder schaute Charlotte auf die Uhr. Endlich war es kurz nach halb drei am Nachmittag. Sie musste Kontakt aufnehmen, schaltete das Funkgerät ein und sprach: „Dorothy an Trevor. Wo sind Sie?“

Es dauerte ein paar Sekunden, bis eine Männerstimme erklang. „Kurz vor der Queensborough Bridge. Wir fahren eine Kurve. Jetzt sehe ich die Brücke.“

„Öffnen Sie das Fenster in Fahrtrichtung rechts. Schieben Sie die Tasche ein Stück hinaus und machen Sie sich bereit für den Abwurf.“

Sie ließ den Sprechknopf los, behielt aber den Finger darauf. In der Ferne sah sie die Lokomotive näherkommen. Das grelle, weiße Licht glühte und wurde rasch größer. Der Zug verlangsamte, und dann erreichte die Lok die Brücke. Charlotte sah die Waggon in rund dreißig Yards Entfernung vorbeifahren. Pembroke würde im letzten sitzen. Das besagten die Anweisungen, die er durch die Filmrolle erhalten hatte.

Waggon um Waggon schob sich auf die Brücke.

Da sah Charlotte das Ende des Zuges. Ein Fenster war halb nach unten geschoben. Etwas Rotes ragte heraus. Den Mann selbst konnte sie nicht sehen, da die Fensterscheiben ein wenig spiegelten.

Der letzte Waggon war nun fast an der Zielstelle angelangt. Charlotte wartete noch einen Moment, dann drückte sie den Sprechknopf des Walkie-Talkies. „Jetzt! Werfen Sie!“

Die rote Sporttasche flog aus dem Fenster und beschrieb einen kleinen Bogen, als sie nach unten fiel. Doch Pembroke hatte nach Charlottes Befehl zu lange gezögert. Die Tasche landete nicht auf dem kleinen Rasen kurz vor dem Beginn der Brücke, sondern auf der Brückenkonstruktion selbst. Dort prallte sie von den Querträgern ab, rutschte eine Schräge hinab und blieb schließlich an einem der Brückenpfeiler in einem Kreuzungspunkt mehrerer tragender Elemente hängen - knapp acht Yards über dem Fraser River!

Crap!, fluchte Charlotte, doch mit möglichen Komplikationen hatte auch Annabelle gerechnet.

Der Zug hatte unterdessen mehr als die Hälfte der Brücke überquert. Der nächste Halt lag noch rund zwei Kilometer entfernt. Von dort konnte niemand schnell genug an der Abwurfstelle sein. Vielleicht hatte Pembroke auch Leute angeheuert, die dem Zug folgten, und die in diesem Moment unterrichtet wurden. Doch diese würden sicherlich die Autobahnbrücken angesteuert haben. Auch deren Herfahrt würde dauern. Blieb der unwahrscheinliche Fall, dass irgendjemand mit der Eisenbahnbrücke als Abwurfpunkt gerechnet hatte. Doch noch sah Charlotte niemanden.

Aber Eile tat Not. Charlotte legte Fernglas und Walkie-Talkie ins Gras, kletterte die Böschung hinunter zum Uferweg und rannte in hohem Tempo das kurze Stück bis zum Brückenpfeiler. Noch im Laufen zog sie Block und Stift aus der Gesäßtasche. Rasch war eine Zeichnung von der Geldtasche und den umgebenden Stahlträgern angefertigt. Das Muster der Träger war hochrepetitiv, und die Tasche wies kaum Falten auf, die das eintönige Rot durchbrachen. Dennoch signierte sie ihr Bild und tippte vorsichtig auf die gezeichnete Tasche.

Es geschah nichts, und das hatte Charlotte fast erwartet. Die Kopplung war nur schwach. Also erhöhte sie den Druck. Die Tasche dellte sich ein wenig ein, änderte aber nicht ihre Position. Erneut klopfte Charlotte auf das Bild, aber sie konnte die Lösegeldtasche nicht freibekommen. Noch mehr Kraft wollte sie aber nicht übertragen, denn sollte die reale Tasche aufplatzen und das Geld hinunter in den Fluss segeln, hatte sie wirklich ein Problem.

Also blieb nur die sportliche Methode.

Charlotte stopfte die Zeichenutensilien zurück in die Hosentasche, lief zum Brückenpfeiler und sprang in die Höhe. Sie bekam einen der Querbalken zu fassen und schwang die Beine hinauf. Das Metall war noch kalt und feucht vom Regen am Vormittag, sodass Charlotte, anstatt sich mit den Fingern festzukrallen und sich hochzuziehen, es vorzog, sich mit der Ellenbeuge an die Metallstreben zu hängen. Diese Maßnahme machte den Aufstieg etwas langwieriger, aber deutlich sicherer. Zügig kletterte Charlotte Yard um Yard hinauf, bis sie die verkantete Tasche greifen konnte. Sie zerrte daran, aber das Teil lockerte sich einfach nicht.

Charlotte hatte keine Zeit, weiter zu versuchen, die Tasche freizubekommen,

sondern stieg noch einen Yard höher, bis die Sporttasche auf Höhe ihres Beckens lag. Mit einer Ellenbeuge hielt sie sich fest, während die freie Hand den Reißverschluss der roten Tasche aufzog.

„Wenn da jetzt kein Geld drin ist, schreie ich“, murmelte sie. Doch ihre Befürchtung bewahrheitete sich nicht. Sie sah dicke Dollarbündel mit Banderolen der Canadian National Savings Bank, bei der Pembroke sein Konto unterhielt. Charlotte zog die Stofftüte aus ihrer Jackentasche, schüttelte diese einarmig aus, damit sie sich öffnete, und hielt sie mit den Zähnen an einer Halteschleife fest. Dann räumte sie die Geldbündel um. Geplant war das ohnehin gewesen, aber eigentlich auf dem Erdboden.

Es dauerte kaum zwei Minuten, dann hatte sie die Tasche geleert. Charlotte zog den Reißverschluss ihrer Jacke auf und stopfte die Geldtüte mit einer Hand zwischen Pullover und Jacke.

In der Ferne sah sie einen Radfahrer auf dem Uferweg auf ihren Standort zukommen.

Ob der zu Pembroke gehört?, fragte sich Charlotte, glaubte es aber nicht. Doch sie wollte auch kein Risiko eingehen, denn bis jetzt hatte die Geldübergabe fast reibungslos geklappt.

Schnell machte sie sich an den Abstieg, sprang aber schon aus vier Yards hinunter und rollte sich gekonnt ab. Den Aufprall nutzend, kam sie katzenleich wieder auf die Beine, wandte sich sofort nach rechts und zog sich an den Pflanzen die Böschung hinauf. Hinter ihr näherte sich der Radfahrer mit dem charakteristischen Geräusch von Reifen, die auf Sand fahren. Charlotte blickte sich nicht um, hörte aber, dass das Rad, ohne anzuhalten, weiterpreschte.

Charlotte sprang in ihr Auto und fuhr los, wählte jedoch nicht den direkten Weg zurück, sondern bog ein paarmal willkürlich ab. Immer wieder warf sie einen Blick in den Rückspiegel. Die Straßen hier waren nur wenig belebt. Kein Auto fiel ihr sonderlich auf.

Sie überlegte hin und her, ob sie nicht doch die Polizei einschalten sollte, entschied sich aber dagegen. Annabelle wollte es so, und Charlotte traute sich zu, die ganze Sache selbst zu beenden und sich nicht auf Dorothys Versicherung, niemandem etwas anzutun, zu verlassen. Den Gedanken, sich eine Waffe zu besorgen und mitzunehmen, verwarf sie. Dorothy würde sicherlich darauf bestehen, sie zu durchsuchen.

Aber es gab etwas anderes, das Charlotte zu tun gedachte. Es bedurfte ein wenig Vorbereitung, aber dafür blieb noch genügend Zeit. So fuhr sie zu einem kleinen Kostümverleih, dessen Besitzer schon gelegentlich für sie als Maskenbildner gearbeitet hatte.

Hoffentlich ist er in seinem Geschäft, wünschte sich Charlotte.

Sie hatte Glück. Jeremy Millan stand hinter der Ladentheke und lächelte sie freundlich an. „Miss Bernstedt, was für eine Freude, Sie zu sehen! Benötigen Sie wieder meine Dienste? Oder möchten Sie sich ein Kostüm für eine Party ausleihen?“

„Ersteres“, antwortete Charlotte und erklärte dem Mann in wenigen Sätzen, was sie genau wollte.

Jeremy bat sie in eins der Hinterzimmer, wo Charlotte vor dem Schminktisch Platz nahm. Der Maskenbildner öffnete einen Koffer, zog diverse Puder, Tiegel und Pinsel heraus, und machte sich an die Arbeit.

Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit, noch bevor Charlotte den Hauseingang erreichte. Annabelle winkte. In der Eingangshalle machte Charlotte sofort einen Schritt zur Seite, sodass sie seitlich vor dem Fenster neben der Tür stand. Die tief in die Stirn gezogene Kapuze verdeckte ihr Gesicht.

Dorothy schälte sich aus dem Schatten der Tür.

Charlotte ergriff sofort die Initiative und sagte im Befehlston: „Lass Annabelle frei, dann bekommst du das Geld und kannst verschwinden.“

Dorothy zuckte bei den lauten Worten zusammen, lehnte dann aber kopfschüttelnd ab. Sie stand direkt hinter ihrer Schwester, so, als wollte sie deren Körper als Schutzschild nutzen, und schob Annabelle nun nach vorne, bis die beiden nur noch einen Schritt von Charlotte entfernt waren. Dorothy griff mit einer Hand nach der Tasche mit dem Geld, doch Charlotte ließ nicht los.

Jetzt war für sie der perfekte Zeitpunkt für Ablenkung und Schock gekommen.

Charlotte schob die Kapuze zurück. „Fast hätte Trevor mich geschafft. Er ist ein Scheusal.“

Im Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, sah man ihr Gesicht, das maskenbildnerische Verletzungen aufwies, die täuschend echt aussahen: blaue Flecken, getrocknetes Blut, ein wenig glitzernder Eiter.

Dorothy reagierte so, wie Charlotte vermutet hatte.

Die Frau sah das scheinbar misshandelte Gesicht, hörte den Namen ihres Peinigers, und für einen Augenblick schweiften ihre Gedanken zu dem, was sie in der letzten Zeit von dem Mann, der geschworen hatte, sie zu lieben, hatte ertragen müssen.

Charlotte nutzte diesen Moment und sprang nach vorne. Ihre Finger schlossen

sich um das Gelenk von Dorothys rechter Hand, welche die Waffe hielt. Stahlhart drückte Charlotte zu, während ihre andere Hand Annabelle aus dem Weg schob. Dann war sie auch schon bei Dorothy und setzte zwei dosierte Handkantenschläge gegen den Hals an. Dorothy stöhnte auf, ließ die Waffe fallen und taumelte zurück gegen eine Kommode, die an der Wand stand. Charlotte hechtete nach und drückte die Frau mit dem Gesicht nach unten auf den Boden.

„Nimm die Waffe! Und bring mir ein Seil!“, rief Charlotte ihrer Kollegin zu. Sie zerrte Dorothys Arme auf den Rücken. Durch den Pullover spürte sie den Körper der Frau - und die nur teilweise verheilten Wunden.

Charlotte zögerte.

Dorothy witterte ihre Chance. Ohne auf eigene Verletzungen zu achten, beugte sie ihren Oberkörper wie eine Schlange nach oben und schlug mit aller Kraft ihren Kopf nach hinten. Charlotte sah die Bewegung, drehte den Kopf, konnte aber dem Schlag nicht vollständig entgehen. Der anfliegende Hinterkopf traf sie seitlich an der Nase, die krachend brach. Charlottes Wahrnehmung trübte sich für einen Sekundenbruchteil, und der Griff um Dorothys Handgelenke lockerte sich. Die Frau konnte ihren rechten Arm befreien, tastete nach vorne und bekam eine der schweren, hölzernen Figuren zu fassen, die beim Anprall an die Kommode heruntergefallen waren.

Dorothy rotierte ihren Körper um die Längsachse, und Charlotte ließ als Reaktion auch den anderen Arm ihrer Gegnerin los, denn sonst hätte Annabelles Schwester sich selbst verletzt. Dorothy konnte sich auf die Seite rollen.

Nachdem Charlotte die Verletzungen gespürt und nicht nur gesehen hatte, widerstrebte es ihr, der Frau, die im letzten Jahr soviel Leid erfahren hatte, noch über Gebühr zusätzliche Schmerzen zu bereiten, und so kämpfte sie nur mit angezogener Handbremse.

Dorothy kannte solche Skrupel nicht, holte aus und schlug die Figur mit voller Wucht in Richtung Charlotte, deren Blick sich wieder klärte. Doch das Holz traf sie an der Wange und ließ einen stechenden Schmerz durch ihr Gesicht fahren. Wieder schlug Dorothy zu, und Charlotte versuchte, ihr die Figur zu entwinden. Doch Dorothy hatte unterdessen eine zweite Skulptur gegriffen und schlug nun wie rasend aus zwei Richtungen auf Charlotte ein. Die Privatdetektivin wehrte die heranfliegenden Skulpturen mit den Unterarmen ab. Stechender Schmerz durchzuckte sie, und sie biss sich auf die Zähne. Aber dann bekam sie Dorothys linke Hand wieder zu fassen und wollte sich gerade zur Seite fallen lassen, um den anderen Arm ihrer Opponentin mit dem Körper auf den Boden zu pinnen, als eine Hand sie am Oberarm packte und wegzog.

„Annabelle, was ...“, keuchte sie und war für einen Moment abgelenkt.

„Lass sie! Ich habe die Waffe“, hörte sie noch die Antwort, doch da traf sie eine

der Holzfiguren hart an der Schläfe. Vor Charlottes Augen tanzten Sterne. Reflexartig bog sie den Oberkörper zurück, doch Dorothy holte zum zweiten Schlag aus. Auch dieser traf Charlotte am Kopf.

Sie wurde bewusstlos und sackte zu Boden.

Dorothy aber schwang erneut den Arm, doch Annabelle ging dazwischen.

„Spinnst du? Charlotte ist nicht deine Feindin“, stieß die Privatdetektivin hervor und riss ihrer Schwester die Skulptur aus der Hand.

Dorothys Gesicht, das zuvor zu einer Fratze verzerrt gewesen war, nahm langsam wieder menschliche Züge an. Sie schob Charlotte, die halb über ihr lag, von sich und stand auf.

„Nimm das Geld und verschwinde“, meinte Annabelle und klang betroffen. „So weit sollte es nie kommen. Ich helfe dir weiter, aber es muss jetzt Schluss sein.“

„Du hast recht“, erwiderte Dorothy, aber es klang gleichgültig. „Es tut mir leid. Das hat Charlotte nicht verdient. Hilf ihr bitte, ja?“

Annabelle ging zu der Kollegin und kniete sich auf den Steinboden. Am Hals fühlte sie nach dem Puls und atmete erleichtert auf, als ihre Finger ein kräftiges, regelmäßiges Pochen spürten. Auch die Kopfwunde sah nur nach einer oberflächlichen Verletzung aus. Charlotte würde in Kürze wieder zu sich kommen.

Plötzlich hörte Annabelle in ihrem Rücken ein Pfeifen von links. Eine Zehntelsekunde später spürte sie den Schlag auf ihrem Hinterkopf. „Was ...“, stieß sie noch hervor, bevor sie ohnmächtig zusammenbrach.

Dorothy warf die Holzskulptur zur Seite, lief in den Keller und holte die Stricke aus der Tasche. Wieder in der Eingangshalle fesselte sie zuerst ihrer Schwester die Hände auf dem Rücken, dann die Füße zusammen und schleifte sie ins Bad, wo sie ihr ein dünnes Badetuch als Knebel verpasste. Sie räumte Annabelles Hosentaschen aus und wuchtete ihre Schwester unter Mühen in die Wanne. Das Bad verschloss sie und warf den Schlüssel im Gang zur Seite. Er blieb, kaum sichtbar, hinter einem Pflanzkübel liegen. Dorothy rannte zurück in die Eingangshalle, wo sie Charlotte an den Armen griff und in die Küche schleifte. Dort rollte sie die Detektivin auf den Bauch, fesselte ihr Hände und Füße und band beide zusätzlich mit einem Strick zusammen. Auch Charlotte wurde mit einem Geschirrhandtuch geknebelt. Dann leerte Dorothy ihrem zweiten Opfer die Taschen. Block, Stift, Funkgerät, Schlüssel und weiteres räumte sie zusammen und stopfte es in eine Tüte, in die sie auch Annabelles Eigentum legte.

Unter dem Wasserhahn säuberte sie sich das Gesicht, um die letzten Reste des getrockneten Bluts zu entfernen, fuhr sich einmal durch die Haare und versteckte dann die Tüte im Wohnzimmer, nachdem sie die Küchentür zugesperrt hatte.

Danach hob sie Annabelles Waffe auf und steckte sie ein.

Dorothy Pembroke nahm den Hausschlüssel und trat hinaus in den Garten, verließ das Grundstück und wandte sich zu Fuß nach Westen. Die Straße war unbelebt, nur selten fuhr ein Wagen vorüber. Nach ein paar Minuten war sie an ihrem Ziel angekommen, betrat die öffentliche Fernsprechkabine und gab der Telefonistin eine Nummer durch, die sie hasste. Sie hielt den Hörer verkehrt herum und legte zusätzlich eine Hand auf die Hörmuschel. Sie wollte die Stimme nicht hören, die sich gleich melden musste.

„Pembroke“, drang es leise aus dem Hörer.

Dorothy fing sofort an zu sprechen. „Schatz, ich bin es. Die Kerle sind mit dem Geld verschwunden. Sie haben mich in einem Haus zurückgelassen, gefesselt. Ich kann nicht weg. Bitte, komm mich abholen. Ich bin Kingston Road, 2312. Bitte komm alleine, ohne Polizei. Ich will nur zu dir.“ Die letzten Worte klangen bettelnd, so, als hinge ihr Leben davon ab. Es war ein Tonfall, den Trevor mochte.

Dann hängte sie schnell ein.

Wieder wechselte ihre Stimmung. Mit einem zufriedenen Lächeln verließ sie die Telefonzelle. Trevor Pembroke würde alleine kommen, dessen war sich Dorothy sicher.

Rasch lief sie zurück zu dem Ferienhaus, das Annabelle für eine Woche gemietet hatte.

Die Haustür ließ sie unverschlossen, legte die Geldtasche in den Spiegelschrank in der Eingangshalle, kletterte nach und zog die Tür bis auf einen kleinen Spalt zu. Außen am oberen Rand hing eine Jacke auf einem Kleiderbügel und verdeckte teilweise, dass die Flügel nicht ganz schlossen. Dorothy hatte gute Sicht auf die Eingangstür.

Geduldig wartete sie.

Charlottes Bewusstsein kehrte in die Gegenwart zurück. Sie hielt die Augen weiter geschlossen, bewegte sich nicht und lauschte angestrengt. Doch wo immer sie sich auch befand, um sie herum war nur Stille. Keine Atemgeräusche, keine Schritte, kein Luftzug, wenn sich jemand auch noch so vorsichtig bewegte.

Sie lag auf dem Bauch, den Kopf zur Seite gedreht. Das, worauf sie lag, war kalt, und sie spürte diese Kälte nicht nur an der Wange sondern auch durch die Kleidung. Ihre Handgelenke schmerzten. Etwas Raues, ein Strick vermutlich, drückte in ihr Gewebe. Dasselbe Gefühl verspürte sie an den Knöcheln. Die

Füße ragten in die Luft. Charlotte konnte sich ihre Haltung bildlich vorstellen. Sie war gefesselt, und das nicht zu knapp.

Weiter hatte sich da, wo sie sich befand, nichts getan, und so hob sie vorsichtig das obere Lid ein winziges Stück. Sie sah ein paar Stuhlbeine sowie die dickeren Beine eines Tisches. Rechts schien es heller zu sein. Dort musste ein Fenster liegen.

Die Küche, erkannte sie.

Charlotte rollte sich auf die Seite, winkelte die Knie so weit an, wie es die Fesselung erlaubte, und nahm Schwung. Beim dritten Versuch schaffte sie es, kniete endlich, den Oberkörper aufgerichtet, und blickte sich um. Wie erwartet, war sie alleine.

Automatisch tasteten ihre Hände zu den Hosentaschen. Sie kannte diese Situation zur genüge. Es würde kein größeres Problem sein, freizukommen, denn so straff die Fesseln auch saßen, hatte sie doch ausreichend Spiel in den Handgelenken.

Aber ihre Hände fanden nichts. Die Gesäßtaschen waren leer, und auch die Seitentaschen, die sie mit wilden Verrenkungen erreichen konnte, enthielten weder Block noch Stift. Wieder glitt ihr Blick durch die Küche, aber sie sah nichts, das sie zum Zeichnen verwenden konnte. So untersuchte sie die angeschossene Fliese, doch die Splitter waren kaum fingernagelgroß. Zwar gab es raue Kanten der Fliesenstücke, die noch am Untergrund befestigt waren, aber ein Versuch auf dem Rücken liegend zeigte schnell, dass an ein Aufscheuern der Fesseln hier nicht zu denken war.

So robbte sie zu einer der Schubladen neben der Spüle. Irgendwo musste es hier doch Messer geben.

Plötzlich hörte Charlotte dumpfe Schritte auf der anderen Seite der Küchentür. Sofort hielt sie inne, um auch nicht durch das leiseste Geräusch auf sich aufmerksam zu machen.

Ein Mann rief: „Dorothy, Liebes, wo bist du?“

Charlotte erkannte die Stimme sofort wieder, obwohl sie diese nur ein paar Sätze durch ein Sprechfunkgerät hatte sagen hören. Es war Trevor Pembroke, der gewalttätige Ehemann von Dorothy.

Was, zum Henker, macht der hier?, fragte sich Charlotte. Wie hat er dieses Haus gefunden? Ist mir doch jemand nach der Geldübergabe gefolgt und hat ihn verständig?

Charlotte wusste nicht, wie lange sie bewusstlos gewesen war. Das helle Tageslicht, das durch das Fenster hereinfiel, schloss jedoch eine allzu lange Ohnmacht aus. Sie glaubte auch nicht, dass sie einen ganzen Tag verschlafen hatte, denn sie verspürte keinen größeren Durst.

Nun galt es umso mehr, sich schnellstmöglich zu befreien. Pembroke wollte sie in dieser hilflosen Lage nicht begegnen.

Charlotte nahm den Knauf zwischen die Zähne und zog die Schublade langsam auf. Sofort roch sie den intensiven Duft von Gewürzen. Sie robbte auf den Knien zur nächsten Lade, worin sich gefaltete Handtücher befanden. Also weiter. Die dritte Schublade, die sie herauszog, enthielt Besteck. Doch die Messer sahen nicht sonderlich scharf aus. Damit würde sie eine Ewigkeit benötigen, um ihre Fesseln zu durchschneiden.

Crap!, fluchte sie. Hier muss es doch so etwas wie Brotschneidemesser geben. Vielleicht im Schrank?

Auf die gleiche Art wollte sie mit den Zähnen den hohen Eckschrank öffnen. Doch das erwies sich als deutlich schwieriger, schwang die Tür doch zur Seitenwand hin auf. Dort aber befand sich Charlottes Kopf im Weg, wenn sie langsam und kontinuierlich aufzog.

Also anders, dachte sie, nahm den Knauf wieder zwischen die Zähne, riss den Kopf zurück, ließ den Knauf los und wich dem Türblatt aus.

Sie hatte Glück. Die Tür knallte gegen die Wand und blieb offen.

Das Geräusch, das entstand, war nicht sonderlich laut, dennoch schien es der Mann in der Eingangshalle gehört zu haben. Schritte näherten sich der Küche. Dann wurde der Knauf gedreht, doch die Tür ging nicht auf. Pembroke rüttelte daran.

Charlotte sah keine Chance mehr freizukommen. Das einzige, das ihr noch blieb, war, sich ohnmächtig zu stellen. Sie ließ sich zu Boden sinken, legte den Kopf aber so, dass sie die Tür im Blick hatte, an der weiter gerüttelt wurde.

Pembroke rief: „Dorothy, bist du da drinnen?“

Nach ein paar Sekunden Wartezeit entfernten sich die Schritte.

Charlotte schwang sich wieder auf die Knie und robbte zum offenstehenden Eckschrank. Charlottes Augen suchten die Fächer ab. Da! Auf dem Regalboden knapp oberhalb ihres Kopfes lagen scharfe Brotschneidemesser.

Keine Chance, diese irgendwie mit den Zähnen zu erreichen.

Aus der Halle drangen wieder Worte, doch Charlotte verstand nicht, was gesagt wurde.

Die Privatdetektivin robbte zum nächstgelegenen Küchenstuhl und schubste ihn mit der Schulter an die Seitenwand, etwa zwei Fuß vor den Schrank. Sie legte den Oberkörper auf die Sitzfläche, spannte alle Muskeln an und schnellte vor. Nach ein paar Versuchen hatte sie es geschafft, die Knie auch auf den Stuhl zu bringen, und sie konnte sich vorsichtig aufrichten. Dann ließ sie sich nach vorne fallen. Das Kinn knallte auf den Regalboden mit den Messern. Es tat weh,

aber das war nicht zu ändern.

Da ertönte wieder ein lautes Rufen aus der Eingangshalle.

Sekunden später folgte ein Schuss.

Ein paar Minuten zuvor

Dorothy hörte Schritte auf Kies, die vom Garten kamen. Die Haustür öffnete sich. Der Schatten einer Gestalt schob sich in die Eingangshalle. Dorothy sah noch das Blitzen einer Pistole in Trevors Hand, senkte aber sofort ihren Blick und fixierte den Schrankboden. Sie wollte das Gesicht des Mannes nicht anschauen. Sie durfte ihn nicht direkt anschauen, sonst konnte der Plan fehlgehen.

„Dorothy, Liebes, wo bist du?“, rief Trevor Pembroke. Er klang tief besorgt.

Dorothy zuckte beim Klang der vertrauten Stimme zusammen. Ihre Hände begannen zu zittern. Ein warmes Gefühl durchströmte sie, ein Gefühl, das vor über einem Jahr dazu geführt hatte, dass sie Trevors Heiratsantrag mit einem Freudenschrei angenommen hatte.

Der Mann, der da in der Halle stand, war der sanfte Trevor, der Trevor, den sie liebte, und der nun gekommen war, um sie aus einer, wie er glaubte, schrecklichen Lage zu befreien.

Dorothys Gefühle und Gedanken überschlugen sich. Sie ließ die Hand mit der schussbereiten Waffe sinken.

In ihr keimte die Hoffnung auf, dass ihr Plan vielleicht ein ganz unerwartetes Ergebnis hervorbringen konnte. Sie wollte glauben, dass die Besorgnis in Trevors Stimme ein Zeichen dafür war, dass er das Böse in sich ein für alle Mal besiegt hatte.

Es war eine irrationale Hoffnung, die durch nichts gestützt wurde. Ein Teil von Dorothy wusste das auch, denn Versprechungen, dass von nun an alles besser werden würde, hatte Trevor ihr zuhauf gemacht, wenn er sich nach einem Ausraster tränenreich entschuldigte.

Aber der Wunsch war stark, und so überlegte sie, ob sie einfach aus dem Schrank herauskriechen und sich in Trevors Arme werfen sollte.

Schon streckte sie eine Hand aus, doch irgendetwas tief in ihr hielt sie noch zurück. Die Finger verharrten einen Inch vor dem Türflügel.

„Dorothy, wo bist du?“, rief Trevor erneut. „Geht es dir gut?“

Es war, als kämpften zwei Seelen in ihr. Eine wollte den Plan, den sie zu ihrer Befreiung erdacht hatte, aufgeben und den Schrank aufstoßen, die andere spülte Erinnerungen an das unsagbare Leid hoch, das Trevor ihr angetan hatte.

Da verschwand der Mann aus ihrem eingeschränkten Blickfeld. Ein paar Schritte waren zu hören.

„Dorothy, bist du da drinnen?“

Trevor rüttelte an einer Tür. Es musste die Küche sein. Wieder versuchte er anscheinend, die Tür zu öffnen, gab dann aber auf und lief durch die Halle zu den anderen Räumen, danach hinauf in den ersten Stock. Indes saß Dorothy mit wild hämmerndem Herzen im Spiegelschrank und focht einen erbitterten Kampf mit sich selbst aus.

Als Nächstes stieg Trevor hinab ins Untergeschoss.

Dorothy konnte nicht hören, was er dort tat, aber er würde die Kamera und den Raum finden, in dem das Lösegeldvideo gedreht worden war. Damit würde er Gewissheit erlangen, sich im richtigen Haus zu befinden.

Als Trevor die Durchsuchung des Kellers beendet hatte, ging er wieder hinauf und schlug den Weg zur Küche ein. Was in seiner Durchsuchung noch fehlte, waren die beiden abgeschlossenen Räume. Laut rief er, und diesmal klang seine Stimme nicht besorgt, sondern eher ungehalten: „Was geht hier vor sich? Dorothy, wenn du hier irgendwo bist, mache dich bemerkbar. Ich habe nicht ewig Zeit.“

Die Lautstärke und diese Kälte in der Stimme trafen Dorothy fast körperlich. Unwillkürlich kauerte sie sich tiefer in die Schrankecke und machte sich noch kleiner.

Aber diese Stimme entschied den Kampf in ihr.

Der Traum von einer schönen gemeinsamen Zukunft zerplatzte jäh.

Dorothy hob die Waffe und zielte durch den schmalen Spalt zwischen den Schranktürflügeln. Ihr brach der Schweiß wieder aus allen Poren, und es durchlief sie abwechselnd heiß und kalt.

Und dann trat Trevor in ihr Blickfeld.

Dorothy stieß mit der freien Hand die Schranktür auf und feuerte sofort. Die Kugel traf Trevor, der beim Geräusch, das vom Spiegelschrank kam, den Kopf drehte, in die Schulter. Der Anprall wirbelte ihn herum. Seine Hand fuhr in die Seitentasche des Jacketts, um die Waffe wieder herauszuholen, die er, da ihm offenbar hier keine Gefahr drohte, dort verstaut hatte. Doch schon schlug die zweite Kugel in seinen Bauch ein. Sein Gesicht zeigte Unverständnis und Unglauben, dann Wut, als er erkannte, wer auf ihn schoss. Er öffnete den Mund,

doch die Worte, die hervorquollen, konnten Dorothy nichts mehr anhaben. Sie nahm sie gar nicht bewusst wahr.

Trevors Hand zog quälend langsam seine Waffe hervor, doch er kam nicht mehr dazu, sie auf Dorothy zu richten, die wieder abdrückte. Die dritte Kugel schlug in Trevors Oberkörper ein. Er stolperte nach vorne, sein Blick wie hypnotisierend auf die Frau gerichtet. Wieder sagte er etwas, doch die Worte blieben unverständlich. Blut quoll aus seinem Mund.

Er kam nicht mehr weit.

Schwer stürzte er zu Boden, aber Dorothy feuerte weiter. Die vierte Kugel schlug in Trevors unterem Rücken ein, die fünfte seitlich in den Hals. Unter seinem Körper bildete sich eine Blutlache, die sich träge ausbreitete.

Wieder zog Dorothy durch, doch es klickte nur. Die Trommel war leer.

Dorothy kroch aus dem Schrank, schleuderte den Revolver von sich, riss die Tasche mit dem Geld an sich und stürmte aus dem Haus.

Nur ein Gedanke beherrschte sie: Es war vorbei.

Charlotte ließ sich durch den Schuss nicht beirren. Nur kurz ging ihr die Frage durch den Kopf, ob Pembroke vielleicht auf Annabelle geschossen hatte, die ja irgendwo im Haus war, und die er für die Entführerin halten musste. Ob er sie als Schwester seiner Frau erkannte?

Sie drückte das Kinn auf den Griff des Messers, zog es zu sich und ließ es auf die Fliesen fallen. Es klirrte, aber das spielte keine Rolle. Sie musste sich eiligst befreien. So fiel sie mehr, als dass sie geordnet vom Stuhl stieg, zu Boden. Der Beckenknochen knallte auf den harten Untergrund, aber Charlotte konnte vermeiden, dass ihr Kopf ebenfalls aufschlug. Sofort griff sie das Messer, drehte es in den gefesselten Händen und begann rasend schnell damit, die Seile zu bearbeiten.

Wieder bellte ein Schuss in der Halle. Er kam aus derselben Richtung wie der erste.

Mit dem scharfen Messer dauerte es nicht lange, bis der Strick riss. Drei weitere Schüsse folgten, dann hörte Charlotte rennende Schritte und das Öffnen der Haustür. Von den Fußfesseln hatte sie sich ebenfalls schnell befreit und lief zum Fenster.

Sie sah noch, wie Dorothy, eine Tasche fest an sich gepresst, auf dem Trottoir nach rechts abbog und wegrannte.

Charlotte hielt sich nicht mit der Küchentür auf. Sie musste schnellstmöglich in die Halle, denn vielleicht brauchte Annabelle ihre Hilfe. So nahm sie aus einem der Unterschränke einen Topf und schlug das breite Fenster über der Spüle ein. Mit dem Topfboden schlug sie die spitzen Glasreste an der Dichtung ab, warf den Topf hinaus, kletterte auf die Arbeitsplatte und schlängelte sich durch das Fenster. Leicht federnd landete sie im Garten, nahm den Topf und rannte zur Eingangstür, die aber sperrangelweit offenstand, sodass sie das Fenster daneben nicht einschlagen musste.

Charlotte stürmte in die Eingangshalle und wollte schon nach der Kollegin rufen, als sie Trevor Pembroke bäuchlings auf dem Boden liegen sah. Er rührte sich nicht, und die große Blutlache sprach Bände. Charlotte legte ihm die Hand an den Hals, tastete nach der Aorta, doch sie konnte keinen Puls fühlen. Sie sah die zwei Einschusslöcher, drehte Pembroke auf den Rücken und legte einen Finger unter seine Nase. Nichts. Kein Luftzug deutete an, dass der Mann noch lebte. Flüchtig sah Charlotte an dem blutbesudelten Körper herunter. Drei weitere Wunden konnte sie entdecken. Das passte zu den fünf Schüssen, die sie gehört hatte.

Wiederbelebungsmaßnahmen hatten hier keinen Sinn mehr.

Aber wo war Annabelle? War sie ebenfalls tot? Oder hatte sie geschossen? Oder Dorothy?

„Annabelle!“, schrie Charlotte laut, lauschte und wiederholte den Ruf.

Ihr Kopf ruckte zur Seite, als sie ein undefinierbares Geräusch aus Richtung des abknickenden Korridors vernahm. Sie spurtete den Gang hinunter vorbei an den geöffneten Türen. Da niemand auf ihre Rufe reagierte, konzentrierte sie sich auf die verschlossene Badezimmertür. Sie sah ein Blitzen auf dem Boden, bückte sich und fand einen Schlüssel. Er passte zum Bad.

Ihr Blick fiel sofort auf die zusammengekrümmt in der Badewanne liegende Gestalt, die versuchte, sich über den Wannenrand hinabgleiten zu lassen.

„Warte!“, rief Charlotte und griff Annabelle unter den Achseln. Sie zerrte die Kollegin hinaus, durchsuchte danach den Spiegelschrank und fand ein Päckchen Rasierklingen. Schnell waren auch Annabelles Stricke zerschnitten.

„Wo ist Dorothy?“, fragte die Frau. Ihre Augen drückten Panik aus. Sie rieb sich die Handgelenke. „Ist sie tot? Wer hat da geschossen? Ich dachte für einen Moment, du wärst ...“ Sie sprach nicht weiter.

„Dorothy ist auf und davon mit dem Geld“, erwiderte Charlotte. „Aber Pembroke liegt tot in der Eingangshalle.“

Annabelle drückte sich vom Boden hoch und nahm dankbar Charlottes Hilfe an. „Trevor? Wie kommt dieses Scheusal hierher?“

„Keine Ahnung.“

Die beiden Frauen liefen in die Halle zurück.

Annabelle schaute starr auf den Toten. Ihr Gesicht spiegelte Abscheu wider. „Also hat Dorothy ihn erschossen“, stellte sie das Offensichtliche fest und deutete auf die Waffe - ihre eigene Waffe, die Dorothy ihr abgenommen hatte -, die vor dem Spiegelschrank lag. „Sie hat ihn aus dem Schrank heraus erschossen. Vermutlich hat sie sich dort versteckt, als sie bemerkte, dass er kommt.“

Annabelle ging um den Toten herum und sah eine zweite Waffe. „Also war es Notwehr. Dieser Bastard hat sie bedroht, und sie hat sich gewehrt.“

Charlotte glaubte nicht an diese Hypothese. Die Schüsse waren alle aus derselben Richtung gekommen, also hatte höchstwahrscheinlich nur Dorothy geschossen. Pembroke hätte sicherlich die Gelegenheit gefunden, das Feuer zu erwidern, wenn er einer Waffe Auge in Auge gegenübergestanden hätte. Also waren die Schüsse aus dem Hinterhalt abgegeben worden.

Sie erläuterte ihre Überlegungen der Kollegin, die sich über die Leiche beugte.

„Annabelle, wir müssen die Polizei und die Ambulanz verständigen. Wenn die Cops Dorothy geschnappt haben, wird sie sich erklären können. Sie hat nur wenige Minuten Vorsprung. Wir ...“

Annabelle richtete sich ruckartig auf und drehte sich um. Die Mündung von Trevor Pembrokes Waffe zielte auf Charlotte.

„Nein, Charlotte, wir warten noch ein wenig. Der Kerl ist ohnehin tot. Da spielt es keine Rolle, wann die Sanitäter kommen.“

„Du spinnst. Nimm die Waffe runter!“, entgegnete Charlotte überrascht. Meinte Annabelle diese Drohung ernst? „Ihr beide habt mich nach Strich und Faden reingelegt und ausgenutzt. Das hätte ich von dir nicht erwartet.“

Man sah Annabelle an, dass sie der Vorwurf traf. Dennoch ließ sie die Waffe nicht sinken. „Du musst das verstehen. Ich habe Dorothy im letzten Jahr nicht geholfen. Ich hätte den Kontaktabbruch nicht einfach so hinnehmen dürfen. Ich hätte nachforschen müssen, was los war, wie es ihr ging.“ Sie hustete und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. „Bitte, versteh mich. So kann ich ihr wenigstens etwas Vorsprung verschaffen, und sie kann ein neues Leben beginnen.“

Charlotte verhielt sich ruhig. Sie befand sich fast fünf Yards von Annabelle entfernt. Zu weit für einen Überraschungsangriff. Würde Annabelle wirklich auf sie schießen? Sie beide waren nicht direkt Freundinnen, aber doch gute Kolleginnen, die schon diverse Aufträge miteinander durchgeführt hatten.

„Bitte, Charlotte“, wiederholte Annabelle. „Nur eine Stunde. Danach begleite ich dich zur Polizei und erkläre alles. Dir wird nichts geschehen, da du die ganze Zeit unter Zwang standest.“

„Aber du wirst Ärger bekommen. Und nicht gerade wenig.“

Annabelle Rivers nickte. Sie sah traurig aus, aber auch entschlossen. „Familie geht vor. Und die Welt wird keine bessere sein, wenn Dorothy im Gefängnis landet.“

Danach schwiegen beide. Annabelle schaute immer wieder auf die Uhr, und als die Stunde abgelaufen war, senkte sie die Waffe.

„Geh schon mal vor zum Auto. Ich hole noch das Walkie-Talkie und die anderen Beweisstücke, dann können wir fahren.“

Charlotte zögerte. Sollte dies ein weiterer Vertrauensbruch sein? Würde Annabelle versuchen, durch eins der hinteren Fenster zu fliehen?

„Keine Sorge, ich stehe zu meinem Wort. Ich komme gleich nach. Versprochen.“

Charlotte wandte sich um, verließ das Haus und setzte sich hinter das Steuer ihres Autos, das ein Stück weit die Straße herunter parkte.

Sie wartete. Mit jeder Minute, die verstrich, wurde sie unruhiger.

Wie viele Fehler habe ich heute gemacht, weil ich zu vertrauensselig gewesen bin?, fragte sich die Privatdetektivin.

Doch dann öffnete sich die Haustür. Annabelle trat mit einer Tasche heraus, kam zum Wagen und setzte sich auf den Beifahrersitz.

Charlotte startete den Motor und fuhr direkt zum nächsten Revier des Vancouver PD.

Nach drei Stunden, in denen Annabelle verhört wurde und das PD einige Kollegen zum Tatort geschickt hatte, wandte sich endlich ein Ermittler an Charlotte, die auf einem der Besucherstühle saß, die in einem hochfrequentierten Gang aufgestellt waren, und sich mit Kaffee und Tageszeitung die Zeit vertrieb. Der Mann, der aus einem der Dienstzimmer trat und nun auf sie zukam, war um die vierzig Jahre alt und trug das schwarze Haar kurz geschnitten. Der Ausweis, den er ihr hinhielt, wies ihn als Detective Inspector aus.

„Miss Bernstedt, wenn Sie bitte mitkommen wollen.“

Charlotte folgte ihm in einen kahlen Vernehmungsraum ohne Fenster. Der Inspector setzte sich an den Metalltisch und breitete seine Unterlagen vor sich aus. Charlotte nahm ihm gegenüber Platz.

„Wir haben die Aussage von Miss Rivers. Bitte erzählen Sie uns aus Ihrer Sicht, wie sich alles zugetragen hat.“

Charlotte erläuterte in knappen Sätzen, wie sie den Auftrag von Annabelle erhalten hatte, deren Schwester scheinbar zu entführen; wie sie mit Dorothy selbst gesprochen hatte, um sich zu vergewissern, dass alles auf Freiwilligkeit beruhte; wie Dorothy sie mit der Waffe bedroht hatte. Dann schilderte sie die Geldübergabe, dass Dorothy sie niedergeschlagen hatte, wie sie in der Küche aufgewacht war und fünf Schüsse gehört hatte, während sie sich zu befreien versuchte.

Der Inspector hob eine Hand und unterbrach ihren Bericht. „Fünf Schüsse, sagen Sie?“

Charlotte nickte. „Fünf, richtig. In geringem zeitlichem Abstand zueinander. Insgesamt hat es vielleicht zehn, höchstens fünfzehn Sekunden gedauert.“

Der Polizist machte sich Notizen. „Miss Bernstedt, Sie haben eine militärische Ausbildung durchlaufen. Kamen die Schüsse alle aus derselben Waffe?“

Charlotte zögerte mit der Antwort. Eine solche Aussage konnte man rein nach Gehör nicht mit absoluter Sicherheit treffen. „Sie klangen für mich gleich, Sir. Was ich aber mit Sicherheit sagen kann, ist, dass die Schüsse alle aus derselben Richtung gekommen sind.“

„Es war also, Ihrer Meinung nach, kein Schusswechsel?“, vergewisserte sich der Polizist und schaute in seine Unterlagen.

„Nein, Sir. Diesen Eindruck hatte ich definitiv nicht. - Darf ich meinerseits fragen, warum dieser Punkt für Sie so relevant ist? Mr Pembroke weist doch fünf Einschusswunden auf. Das habe ich deutlich gesehen.“

Der Detective dachte kurz nach. Wahrscheinlich überlegte er, ob er Charlotte in einen Teil der vorläufigen Ergebnisse der kriminaltechnischen Untersuchung einweihen sollte. „Die Crime Scene Unit hat eine Kugel in der Wand neben dem Spiegelschrank gefunden.“

„Stammt sie aus Pembrokes Waffe oder aus Miss Rivers' Revolver?“

Der Detective Inspector lächelte angedeutet. „Die Quelle ist noch nicht abschließend geklärt. Aber das Kaliber schließt Miss Rivers' Waffe aus. - Nun aber haben Sie mich genug ausgefragt. Drehen wir den Spieß also wieder um. Was geschah, nachdem Sie sich aus der Küche befreit hatten?“

Charlotte setzte ihre Schilderung der Ereignisse, unterbrochen von einigen Fragen des Detectives, fort.

Nach einer Stunde Vernehmung erklärte der Inspector abschließend, dass gegen Charlotte keine Anklage erhoben werden würde, da die scheinbare, aber freiwillige Entführung sehr ungewöhnlich, aber keine Straftat war.

„Sie können gehen, Miss Bernstedt.“

„Was geschieht mit Annabelle?“

„Das wird der Kronanwalt entscheiden.“

„Und Dorothy Pembroke?“

„Die Fahndung nach ihr läuft. Es muss noch endgültig geklärt werden, ob es Mord, Totschlag oder Notwehr gewesen ist.“

„Ich entnehme Ihrer Betonung, Sir, dass für das PD die letztere Möglichkeit die wahrscheinlichste ist?“

Wieder lächelte der Detective, vermied aber eine direkte Antwort. „Warten wir auch hier die Anklage ab.“

Charlotte verabschiedete sich und verließ das Police Headquarters.

Sie war sich absolut sicher, nur fünf Schüsse gehört zu haben. Natürlich wäre es möglich, dass jemand geschossen hatte, während sie noch bewusstlos gewesen war. Aber dagegen sprach, dass Trevor Pembroke nach seiner Frau gerufen hatte, und Stimme und Wortwahl legten für Charlotte den Schluss nahe, dass er das Haus gerade erst betreten hatte. Wie also hätte davor jemand diese Waffe abfeuern können?

Nein, für den sechsten Schuss gab es eine ganz einfache Erklärung.

Charlotte war mit einem Mal klar, warum Annabelle unbedingt noch alleine hatte im gemieteten Haus zurückbleiben wollen. Um die Utensilien der Entführung war es ihr nicht gegangen. Sie hatte diesen Schuss abgegeben, um die Lage für ihre Schwester deutlich milder erscheinen zu lassen.

Aber die Polizei würde sicherlich auf denselben Gedanken kommen, und so unterließ Charlotte es, den Inspector auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen, und fuhr nach Hause.

Am anderen Morgen frühstückte Charlotte mit Phil in ihrer Wohnung. Gerade hatte sie ihre Erzählung über den seltsamen Auftrag beendet.

„Und du hattest wirklich keinen Verdacht, dass an dieser Entführungsflucht mehr hing?“

„Nein, wirklich nicht. Ich habe Annabelle geglaubt, als sie mir alles erklärt und beschrieben hat, was sie plante. Und dann habe ich die Photos von Dorothys Verletzungen gesehen und mit ihr gesprochen. Ich hatte Mitleid mit der Frau“,

erklärte Charlotte und blies über die dampfende Teetasse.

„Verständlich“, gab Phil zurück. „Ich kann mir vorstellen, was du gesehen hast. Fälle häuslicher Gewalt kommen gelegentlich auch auf meinen Schreibtisch.“

Für einen Moment schwiegen beide, dann fragte Phil: „Hast du noch einmal etwas von Annabelle gehört?“

Charlotte setzte die Tasse ab. „Sie hat aus dem Untersuchungsgefängnis angerufen und sich entschuldigt. Sie wird ihre Strafe annehmen und dann wohl Vancouver verlassen. Was glaubst du, wird sie bekommen?“

Phil zuckte die Achseln. „Schwer zu sagen. Erpressung, Bedrohung mit einer Waffe, Strafvereitelung. Ich denke, es kommt darauf an, ob man ihre Schwester als Mörderin anklagt oder nicht. Vielleicht kommt sie mit einer saftigen Geldstrafe davon. Aber ihre Lizenz als Privatdetektivin ist sie auf jeden Fall los.“

„Familie geht vor“, murmelte Charlotte.

„Was meinst du?“

„Das sagte Annabelle, als alles vorbei war.“

„Würdest du ...“, begann Phil, doch Charlotte stoppte ihn mit einer scharfen Geste.

„Ich mag keine What-if-Szenarien. Niemand kann verbindlich sagen, wie man in einer Extremsituation reagiert.“ Sie schnitt ein Brötchen auf und strich ein wenig Erdbeermarmelade darauf. Gedankenverloren biss sie hinein. „Aber eins habe ich gelernt. Falsche Rücksicht ist ein grober Fehler. Ich hätte alles früher beenden können, wenn ich Dorothy nur härter angegriffen hätte.“

„Mach dir keine Vorwürfe“, meinte Phil und legte der Freundin für einen Moment tröstend die Hand auf den Unterarm.

Charlotte straffte sich. „Jetzt aber zu etwas anderem. Und deswegen habe ich dich eigentlich eingeladen.“ Sie nahm einen Umschlag, der am Rand des Esstisches lag, öffnete ihn und zog die Photos heraus, die sie mit ihrer Kamerakonstruktion von der anderen Seite des Ovals geschossen hatte.

„So sieht es dort aus.“

Die beiden blickten auf die auf dem Tisch ausgebreiteten Bilder, die alle das Gleiche zeigten.

Man sah einen Raum, der vermutlich rechteckig war, wenn die Perspektive nicht trog. Die Wände schimmerten metallisch kupferfarben. Auch der Boden glänzte rötlich, wenn auch etwas matter. Was fehlte, war ein Maßstab, ein Objekt, dessen bekannte Größe als Vergleich dienen konnte. Vielleicht etwas, das an eine Schnur gebunden in das Oval geworfen und danach von der Kamera abgelichtet wurde. Charlotte hatte diese Idee sofort nach der

Entwicklung der Photos auf ihre To-do-Liste gesetzt.

So aber konnte niemand sagen, ob dieser Raum zwei oder zweihundert Yards breit war.

„Hm“, machte Phil. „Was schließt du daraus?“

„Nichts. Bis jetzt sind es einfach nur erste Bilder. Wir müssen noch weiter experimentieren. Was mich aber am meisten interessiert, ist, wo sich dieser Raum befindet.“ Sie lächelte.

„Du hast eine Idee?“

„Sender und Empfänger, ganz einfach. Wir bringen einen starken Peilsender in das Oval ein und messen. Vielleicht ist der Ort hier in Vancouver.“

Phil schien nicht überzeugt. „Sehr vage Aussichten.“

Charlotte winkte ab. Das Experimentierfieber hatte sie wieder gepackt. „Aber wir machen auch das Gegenteilige und nehmen die Signale der Satelliten des TRANSIT-Systems auf. So können wir ungefähr feststellen, wo sich der Empfänger und damit das Jenseitige des Ovals befindet. Und da wollte ich dich fragen, ob mir vielleicht Dr. Rogers dabei helfen könnte. Er ‚lebt‘ doch für Elektronik. Du kennst ihn doch auch ein wenig privat.“

„Klar. Ich rufe ihn an.“

ENDE